Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Supplemente.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1857.

Der
Weltbürger.

Historischer Roman
aus den Jahren 1830—1832

von

Ferdinand Stolle.

Dritter Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Ernst Keil.
1857.

Erstes Kapitel.

Zahllos strömte die Bevölkerung aus den Thoren Warschaus, um an der Befestigung der Hauptstadt Theil zu nehmen. Da sah man Greise, welche kaum so viel Kraft besaßen, sich selbst aufrecht zu erhalten, einen Spaten oder eine Hacke in der zitternden Hand, mühsam dahin schleichen, um dem Vaterlande ihre letzten Kräfte zum Opfer zu bringen. Die gesammte Schuljugend Warschaus war auf den Füßen und arbeitete mit einem Fleiße und einer Ausdauer an den Gräben und Verschanzungen, daß den Kleinen oft der Schweiß von der Stirne floß. Ja selbst viele der schönen Sarmatentöchter, ihr Geschlecht und die zarten Arme vergessend, halfen Faschinen flechten und zogen wohl auch hier und da einen leichten Karren mit Erde.

Es gewährte einen erhebenden Anblick, ein ganzes Volk, wie von Einem Pulsschlage belebt, für das Wohl des theuern, geliebten Vaterlandes unermüdlich beschäftigt zu sehen. Seit den Zeiten Kosciusko's und seit dem Zuge Napoleon's gen Moskau hatte man keinen ähnlichen Aufschwung des polnischen Volkes gesehen. Während die tapfern Kohorten an den Grenzen des Königreichs dem überlegenen Feinde heldenmüthig die Stirn boten und siegreiche wunderähnliche Gefechte lieferten, blieb die Hauptstadt nicht zurück an hochherziger patriotischer Aufopferung.

Weit über Wola hinaus erstreckten sich die Verschanzungen und die Hauptstadt schien von dieser Seite her gegen einen Angriff vollkommen gesichert. Wie ein Ameisenhaufen wühlten die zahllosen Schanzarbeiter Meilen weit in den Erdboden; und es glich einem Wunder, wie man in so kurzer Zeit so ausgedehnte Werke habe zu Stande bringen können.

Guido, Graf von Hohenstein, war mit unermüdlichem Fleiße an einer der äußersten Verschanzungen beschäftigt. Nur selten vergönnte er sich einen Augenblick Ruhe, wo er dann sein Auge freudetrunken über die Umgegend schweifen ließ.

„So ist es endlich doch gelungen," sprach er, „die in den Straßen von Paris und in den Gauen von Deutschland niedergetretene Freiheit hat sich an den Ufern der Weichsel wieder stolz und königlich erhoben; in freien Lüften flaggt das Pannier von Polens Unabhängigkeit und weit hin in die Wälder Litthauens und Volhyniens läuten die Glocken der Auferstehung. Ein kurzer Kampf noch und das Morgenroth, welches über Warschaus Zinnen aufleuchtete, kann nimmer wieder verlöscht werden. Es ist die Freiheitssonne Europas, und Millionen Herzen athmen auf und schöpfen neue Hoffnung bei dem rosigen Lichte."

„Die Wege der Vorsehung sind wunderbar," fuhr er nach einer Pause sinnend fort; „wie beklag' ich Euch, Ihr edeln Kampfesgefährten, die Ihr in Frankreich und Deutschland an meiner Seite gefallen seid, Ihr habt diesen schönen Morgen nicht erlebt. Nicht genug kann ich's dem edeln Ottokar Dank wissen, daß er mich mit eigner Lebensgefahr wunderbar gerettet hat von Kerker und Tod. Wo mag sich der Theure jetzt befinden? Es ist lange her, daß ich keine Nachricht von ihm erhalten habe."

Wieder griff er mit erneuter Kraft zum Spaten und arbeitete an der Befestigung der ihm so theuern Polenstadt, als plötzlich seine Aufmerksamkeit auf eine mit zwei flotten Rennern bespannte Karosse gelenkt ward. Dieselbe fuhr bis an die äußerste Verschanzung, in welcher Guido arbeitete. Plötzlich hielt das Fuhrwerk, der Kutschenschlag öffnete sich, und eine elegant gekleidete junge Dame, reizend wie eine junge Rose, sprang heraus. Sie eilte auf einen Haufen Schanzarbeiter, der aus ganz gemeinen Leuten bestand, zu, öffnete eine niedliche Casette, die ihr eine Dienerin nachgetragen hatte, und streute lächelnd Geld unter die Arbeiter.

„Noch ist Polen nicht verloren," rief sie mit ihrer Glockenstimme; „nicht wahr, meine Brüder?"

„Noch ist Polen nicht verloren!" tönte es hundertstimmig begeistert zurück. Der Ruf verbreitete sich immer weiter und bald erscholl aus alle den zahlreichen Verschanzungen ein unermeßliches: „Noch ist Polen nicht verloren!"

Guido schaute wie träumend nach dem Engelbilde, das noch immer bei den Schanzarbeitern stand und sich an dem trunkenen Enthusiasmus derselben zu weiden schien. Sie wandelte, vom dem Zuruf der Beschenkten begleitet, die Verschanzung entlang und kam auch an Guido vorüber, der auf sein Grabscheit gestützt, wie zu einem Boten aus schönrer Welt zu ihr aufschaute. Das dunkle Auge der schönen Polin traf den jungen Mann. Ein holdseliges Lächeln flog bezaubernd über ihr Antlitz. Die kleine zarte Hand faßte nach einer Rose, welche halb erbrochen an der Brust des schönen Mädchens blühte, und warf dieselbe Guido zu, welcher mit einer Begeisterung, als gelte es die ewige Glückseligkeit, die süße Gabe auffing, und an die Lippen drückte.

Der Wagen fuhr wieder vor, und bald war die schöne Erscheinung hinter den Erdwällen verschwunden.

Guido wußte in den ersten Augenblicken nicht, ob er wache oder träume; in so überirdischer Schönheit war ihm die junge Dame erschienen.

Noch nie hatte ein weibliches Wesen einen so gewaltigen Eindruck auf ihn hervorgebracht. Er bedeckte die Rose, welche an der Brust des Engels geblüht hatte, mit tausend Küssen, und zum ersten Mal ward ihm die Schanzarbeit lästig, denn gern hätte er den Spaten weggeworfen und wäre der holden Erscheinung nachgeeilt.

Aber wer ist dieser Engel? Wie heißt er? Diese Fragen wechselten unaufhörlich in seinem Innern. Er wandelte einige Schritte in den Schanzgraben dahin, wo die Leute arbeiteten, unter welche die junge Dame Geld vertheilt hatte.

„Guter Freund," wendete er sich zu einem der zunächst Arbeitenden, „Ihr seid ein glücklicher Mann; seid Ihr nicht so eben beschenkt worden, und von welch' einem wunderschönen Mädchen. Kanntet Ihr denn Eure Wohlthäterin?"

„Ei," erwiderte mit freundlichem Gesicht der Gefragte, „wer sollte die schöne und gute Gräfin Stephanie nicht kennen; das ist eine wahre Polin, die Hab und Gut auf den Altar des Vaterlandes niederlegt."

„Stephanie?" frug Guido, „welches ist denn ihr Geschlechtsname?"

„Da fragen Sie zu viel, lieber Herr," war die Antwort, „darum hab' ich mich nie bekümmert; wir Alle kennen sie nur unter dem Namen der guten und schönen Stephanie."

Unbefriedigt kehrte Guido an seine Arbeit zurück;

noch nie hatte er der Stunde der Ablösung so sehnlich entgegen geblickt, als heut'. Es stand bei ihm fest, die ersten Feierstunden dazu anzuwenden, nähere Erkundigungen über das schöne Mädchen einzuziehen.

„Habe doch manches schöne Kind," sprach er für sich, „in den Gärten von Deutschland und Frankreich blühen sehen, aber was sind alle Blumen diesseits und jenseits des Rheins gegen den eingebornen Engel, der mir diese Rose zuwarf? Und wenn mir ein König alle seine Schätze böte, sein Gold und seine Perlen, für ein einziges Blättchen dieser Zauberblüthe, er würde vergebens bieten. Hab' ich doch, seit ich sie gesehen, eine Zeit lang Polens Freiheit vergessen."

Trompetengeschmetter tönte aus der Ferne. Es kam von einem Regiment Krakusen, welches die Stadt Krakau gestellt hatte, und das unter dem Gesange der Nationalhymne: „Noch ist Polen nicht verloren!" lustig daher trabte. Unermeßlich war der Jubel der entgegenströmenden Bevölkerung, als diese neuen Freiheitskämpfer anlangten.

Guido war bis in die Straße vorgeeilt, wo die Reiter in ihren weißen Mänteln mit rothem Kragen und mit den sarmatischen Mützen vorüber ritten.

Unter dieser Freischaar befanden sich viele Polen aus Galizien und Posen, welche ihre Heimath verlassen, um an dem blutigen Kampfe fürs große Vaterland Theil zu nehmen. Selbst einige deutsche Gesichter erblickte man hier und da, und fast ganz am Ende des Zugs ritt ein junger Mann, den Guido mit freudigem Schreck sogleich wieder erkannte.

„Severin, Severin!" rief er, „sind Sie es oder ist es Ihr Geist?"

Der Gerufene wandte das Gesicht, und als er den Guido erschaute, machte er sogleich, ohne sich um ein

Commando weiter zu bekümmern, Halt, und sprang vom Pferde.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn," rief Severin, der jetzt wirklich, als Krakuse gekleidet, vor Guido stand, „der Herr Graf von Hohenstein; sagen Sie mir um Alles in der Welt, was macht Ihr Herr Bruder, der Ottokar? Ich suche ihn nun bereits seit Monden, wie der Pudel seinen Herrn, bin ihm auch immer auf der Spur, kann aber gleichwohl seiner nicht habhaft werden."

Guido, der sich ob des kriegerischen Aussehens Severin's eines Lächelns nicht erwehren konnte, frug jetzt, wie es gekommen, daß er, der die Unabhängigkeit so liebe, unter die Soldaten gegangen sei?

„Da ist allein der Ottokar schuld," erzählte der Gefragte; „nachdem ich denselben in halb Deutschland vergebens gesucht hatte, ward mir die Nachricht, daß er sich nach Warschau gewandt habe. Ich machte mich also sogleich nach Polen auf den Weg. Die Preußen wollten mich nicht durchlassen, obgleich ich meine friedfertige Gesinnung beschwor und hoch und theuer gelobte, gegen den Kaiser Nicolaus nichts Böses im Schilde zu führen. So kam ich nach Krakau. Da war aber Alles revolutionär; ich mußte mit den Wölfen heulen und mir nichts dir nichts Krakuse werden; außerdem würden Sie mich schwerlich hier vor den Thoren Warschaus finden. Mir blieb also nichts übrig, als den Soldatenrock anzuziehen; wie leicht hätte man mich können für einen Spion halten, und mit diesen werden hier wenig Umstände gemacht, wie ich mit eigenen Augen zu sehen Gelegenheit gehabt."

Guido erkundigte sich näher nach Ottokar.

„Ich weiß nur so viel," erwiderte Severin, „daß er, so bald er Ihre Abreise nach Polen erfuhr, sich

gleichfalls dahin auf den Weg machte. Ich bin daher außerordentlich erfreut, wenigstens Sie aufgefunden zu haben; da wird hoffentlich Ottokar auch nicht lange ausbleiben."

„Wie geht es sonst in Deutschland?" frug Guido weiter; „was macht mein Vater? wie befinden sich meine Cousinen?"

„In Deutschland," erzählte der Krakusenrekrut, „ist Alles polnisch gesinnt; die deutschen Poeten singen sich heiser ob der Heldenthaten an der Weichsel; die Zeitungen, welche über den Kampf mit den Russen berichten, werden verschlungen, und Jedermann guckt erwartungsvoll nach der Weichsel. Ihr Herr Vater ist mit dem Aufbau des Hohenstein beschäftigt, und die Cousinen sind durch Ottokar's Fürsorge auf einem schön gelegenen Gute bei einer befreundeten Familie untergebracht. Fräulein Veronika hat sich von ihrer schweren Krankheit, von welcher sie unmittelbar nach ihrer Errettung befallen worden, so ziemlich erholt und man hoffte bald auf völlige Genesung."

„Wie so ist denn Veronika errettet worden?" frug Guido.

„Ja, da ist viel zu erzählen," meinte Severin; „ich sehe, daß Sie in Ihren eigenen Familienangelegenheiten sehr unbewandert sind."

„Seit meiner schleunigen Flucht aus Deutschland, die unmittelbar nach dem Schloßbrande erfolgte," erwiderte Guido, „bin ich ohne alle Nachrichten."

„Ei, ei," fuhr Severin fort, „da sind unterdeß wunderbare, wahrhaft romantische Geschichten vorgegangen."

Guido horchte erwartungsvoll auf. Der Krakuse warf einen Blick nach seinem Regimente, das bereits eine große Strecke voraus war.

„Reitet zum Kuckuck," sprach er, „ich komme Zeit genug nach; so bald wir den Ottokar aufgefunden, nehme ich überdieß meinen Abschied; ich habe nicht die geringste Lust, mich mit den grünröckigen Russen herumzuhauen, die ziemlich schonungslos zu Werke gehen sollen. Jetzt aber, lieber Graf, lassen Sie sich erzählen, so viel ich selbst über die curiosen Angelegenheiten gehört habe."

Da unterdeß die Stunde der Ablösung für Guido geschlagen hatte, konnte ihm nichts gelegener kommen als Severin's Vorschlag. Er lud daher den Krakusen auf eine Flasche Wein und ein schmackhaftes Frühstück in einer unfern gelegenen Restauration ein, welches Anerbieten auch von Severin bestens acceptirt wurde.

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt geworden," begann Severin, als der edle Rheinwein in den grünen Römern perlte, „daß unmittelbar vor dem Schloßbrande der Doctor Stephani mit Fräulein Veronika verschwunden war. Ottokar, der dem Doctor nie Gutes zugetraut hatte, schöpfte den schwärzesten Verdacht. Rafaelens Aussage über die gewaltsame Entführung der Schwester ließ keinen Zweifel übrig, daß der Doctor Böses mit Veronika im Sinne habe. Sogleich wurden Boten nach allen Richtungen dem Flüchtlinge nachgeschickt; unter erstern befand sich auch der brave Georg."

„Wie, Georg?" frug Guido voller Interesse, „mein treuer Georg; ich habe den wackern Burschen nicht wieder gesehen."

„Und werden ihn auch hienieden nicht wieder sehn," fuhr Severin fort; „er rettete mit Aufopferung seines Lebens Veronika aus den Händen ihres Räubers. Dem umsichtigen und unternehmenden jungen Landmanne war es gelungen, dem Doctor Stephani auf die Spur zu kommen. Er holte den Verbrecher nach ungefähr zwei Ta-

gen glücklich ein, so eben, als Jener im Begriff war. mit dem geraubten Mädchen ins Nachbarland zu entfliehen. Der Doctor, erkennend, was es hier gelte, war sogleich zur äußersten Gegenwehr entschlossen. Er schoß wiederholt Pistolen auf Georg ab, der ganz allein den Wagen anhielt. Unter den Streichen von Georg's Hirschfänger stürzte der Kutscher zu Boden; jetzt aber begann der Kampf mit dem zweiten Diener des Doctors und mit diesem selbst. Obschon an mehreren schweren Wunden blutend, gelang es dem tapfern jungen Landmanne dennoch, dem Stephani einen so urkräftigen Hieb über die Brust beizubringen, daß der Getroffene sogleich bewußtlos zur Erde sank; zugleich hatte der Diener unerwartet ein neues Pistol auf Georg abgedrückt und denselben gleichfalls tödtlich verwundet. Zum Glück für Veronika hatten Holzschläger, die unfern im Walde arbeiteten, das Schießen vernommen, waren herbeigeeilt und so ward das Fräulein gerettet. Georg starb nach wenigen Stunden. Doch ward ihm zuvor noch die Freude, Veronika an seinem Sterbelager knieen und ihn als ihren Erretter begrüßen zu sehen. Stephani ward sogleich in enge Haft gebracht, in welcher er sich nach wenigen Tagen entleibte."

„Der brave Georg," sprach Guido, „ich war dem Burschen von Herzen zugethan; aber wie ist es denn den armen Hohensteinern ergangen; diese haben den Schloßbrand gewiß theuer bezahlen müssen."

„Sind im Ganzen milder hinweggekommen, als man erwartet hatte," erwiderte Severin; „die Untersuchung gegen die Bauern ist größtentheils niedergeschlagen; man hätte auch das ganze Dorf ins Zuchthaus schicken müssen; die Studenten sind dagegen um so härter bestraft worden."

„Schweigen Sie davon," rief Guido verdüstert,

„die Unglücklichen, daß sie hier wären; anstatt ihr blühendes Leben in Kerkernacht zu vertrauern. Ich wünschte, alle deutsche freiheitliebende Jünglinge wären hier an der Weichsel versammelt. Diese erlesene Heldenschaar wär' allein hinreichend, Polens Unabhängigkeit zu sichern; so verkümmern sie im Vaterlande, für welches die Sonne der Freiheit auf Jahrhunderte erloschen ist, wenn Polen nicht frei wird."

„Aber, geehrter Herr Graf," frug Severin, „was placken Sie sich denn mit prosaischer Schanzarbeit? Sie sind so ein tüchtiger Haudegen; warum nicht bei der Armee; Schaufel und Spaten sind doch keine ritterlichen Waffen?"

„Es ist des Beispiels halber," entgegnete Guido, „Niemand soll sich einer Arbeit schämen, so sie nur dem Vaterlande zu Nutz und Frommen gereicht. Erst in einigen Tagen bin ich zur polnischen Avantgarde beordert, welche bereits gegen die Grenzen Litthauens vordringt."

„Also wirklich noch keine Kunde von Ottokar?" fuhr der Krakuse fort, „er muß sich in Warschau befinden; wenigstens stimmen alle Nachrichten, die ich mir zu verschaffen gewußt, dahin überein."

„Es ist kaum möglich," meinte Guido, „sollte er mich dann nicht aufgesucht haben?"

„Er umschwebt Sie vielleicht unsichtbar," sprach Severin, „und erscheint erst dann, wenn Ihnen Gefahr droht; Sie wissen ja, daß Ottokar allezeit Ihr rettender Engel war."

„Ja, das war er," antwortete Guido nicht ohne tiefe Bewegung, „ohne Ottokar befände ich mich nicht mehr unter den Lebenden. Ich hätte diese große herrliche Erhebung des polnischen Volkes nicht erschaut."

„Auch mir," erzählte Severin, „hat der brave Ot-

tokar zu wiederholten Malen unter die Arme gegriffen. Ich säße unfehlbar diese Stunde noch in Gewahrsam einer wohllöblichen deutschen Polizei bei Ottern und Schlangen; mit genauer Noth bin ich dem Tode entlaufen, und nur Ottokar's Einflusse und Fürsprache hab' ich meine Errettung zu danken."

Die Beiden traten jetzt, nachdem sie sich durch eine gute Mahlzeit wohl gestärkt hatten, den Weg nach der Stadt an. Severin konnte sich über die ungeheuern Verschanzungen, die man Meilenweit umher aufgeworfen hatte, nicht genug wundern.

„Wenn diese Werke alle von hinreichender Macht vertheidigt werden," sprach er, „so will ich den Russen sehen, der nach Warschau kommt."

„Da kann man sehen," bemerkte Guido, „was ein Volk in seiner Freiheit vermag; vor noch nicht langer Zeit sah man hier noch keine Spur von irgend einer Befestigung."

Plötzlich begannen die Glocken auf allen Thürmen Warschaus zu läuten.

„Was hat das zu bedeuten?" frug Guido einen in der Nähe befindlichen Wachtposten.

„Es ist so eben die Nachricht," war die Antwort, „von einem neuen Siege eingetroffen, den Skrzynecki über den General Diebitsch erfochten hat."

„Noch ist Polen nicht verloren!" rief freudig Guido; „aber jetzt halte ich es nicht länger in der Stadt aus; ich muß hinaus, wo sich die heldenmüthigen polnischen Kohorten täglich neue Lorbeeren pflücken."

„Ich bin nicht so kampfbegierig," meinte Severin; „ich lebe in dem beruhigenden Glauben, daß die tapfern Polen auch ohne mich mit den Russen fertig werden. Ich will mir es dafür um so angelegentlicher sein lassen, den Ottokar ausfindig zu machen. Freilich, wenn

der auch da draußen mit den Russen sich herumhaut, und unsterbliche Lorbeeren ärndtet, kann ich suchen."

„Was man nicht erleben muß," fuhr er nach einer Pause fort, „da stecke ich mit einem Male mitten im Polenlande, mitten in einer colossalen Revolution, und weiß selbst nicht, wie sich das so schnell gemacht hat. Die Wege des Geschicks sind wunderbar. Das sagt schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben."

Wieder ertönten die Lüfte von tausendstimmigem Jubelgeschrei und unter dem Gesange der beliebten Nationalhymne: „Noch ist Polen nicht verloren," welche allerorts wiederhallte, erreichten Guido und Severin das westliche Thor der Polenhauptstadt.

Zweites Kapitel.

Länger denn vier Monate hatte die schwache polnische Armee mit einem Heldenmuthe, wie er in den Blättern der Weltgeschichte nur selten vorkommt, dem gewaltigen Rußland die Spitze geboten; mehrmals dessen zahllose Heere zurückgeworfen und theilweise vernichtet, und so die polnischen Ebenen zu Thermopyläen umgeschaffen, indem die polnischen Colonnen selbst zu wandelnden Felsen wurden. Weithin nach Litthauen und Volhynien hatte sich der Aufstand verbreitet, auch waren ansehnliche Streifcorps vom Königreiche Polen dahin entsendet worden, um die Insurrection zu unterstützen.

Marschall Diebitsch, der erste russische Feldherr, der mit siegenden Schaaren den Balkan überschritten, konnte, obschon er über zahllose Heere gebot, die kleine Freiheitsarmee nicht durchbrechen, und hatte sich von War-

schau, das er eine Zeit lang bedrohte, wieder zurückgezogen. Zwischen ihm und der Hauptstadt stand der Generalissimus Skrzynecki mit der polnischen Hauptarmee. Zur Rechten der großen russischen Armee unter Diebitsch lagen in weiten Cantonnirungen die gesammten russischen Garden, ein Corps von zwanzigtausend auserlesenen Truppen. Sie hatten bis jetzt noch an keinem Gefechte Theil genommen; ihre Anwesenheit bewies aber, wie schwer dem Kaiser Nicolaus die Bekämpfung Polens ward, da er selbst diesen Kern seiner Armee in das Königreich hatte einrücken lassen. An Glanz und Pracht übertraf dieses herrliche Corps alle übrigen Truppen der zahlreichen russischen Armeen. Die Equipagen der Officiere waren die prächtigsten; ihre Wagen mit Silber beschlagen; die Pferde auserlesen. In den prachtvollen Zelten glänzten die schönsten Meubeln mit silbernem Theegeschirr. So war asiatischer Luxus über die dürftigen Ebenen Polens ausgebreitet.

Der Generalissimus Skrzynecki sah indeß endlich doch ein, daß, wie siegreich die Polen auch seither in zahlreichen Gefechten gewesen, es der russischen Uebermacht doch gelingen werde, die polnische Macht zu erdrücken, wenn er sich nicht zu einem entscheidenden Hauptschlage entschlösse. Er wollte dadurch zugleich das polnische Nationalgefühl von Neuem befeuern und der allgemeinen Meinung das vielfach geforderte Opfer — eine Hauptschlacht — bringen.

Skrzynecki wählte daher den Lieblingsplan seines General-Quartiermeisters, des als Strategen berühmten Pradzinski. Dieser geniale Plan bestand nämlich darin, die russischen Garden zu überrumpeln, mit überlegener Macht anzugreifen, zu einer Schlacht zu nöthigen und diese stolze Soldateska zu schlagen. Diese kühne Idee erfreute sich nicht nur der vollkommenen Zustimmung

der polnischen Nationalregierung und aller Politiker, sondern erhielt auch den Beifall aller Strategen. Jedermann war der Meinung, daß, seien die Garden geschlagen, der ganze Krieg mit einem Schlage glücklich zu Ende geführt wäre. Diejenigen, welche bloß vom politischen Standpunkte die Sachen betrachteten, waren der Ueberzeugung, daß ein solcher Sieg eine Revolution in Petersburg herbeiführen werde. Nicht nur, daß die Schmach einer Niederlage alle Großen des russischen Reichs treffe, deren Söhne und Verwandte die Officiersstellen in diesem Corps bekleideten, sondern der Kaiser hatte ausdrücklich bei dessen Ausmarsch verheißen, es würde durchaus nicht zum Felddienst, sondern nur zur Verherrlichung des siegreichen Einzugs in das unterworfene Warschau verwendet werden. Die Rolle, welche die Garden bisher in diesem Feldzuge gespielt, diente zur Bestätigung dieser Behauptung. Die Strategen ferner und alle Militärs waren der festen Meinung, daß ein solcher der stolzen Kaiserlichen Leibwache beigebrachte Schlag außer den gewöhnlichen Vortheilen unfehlbar noch den gewähren würde, die Demoralisation des ganzen russischen Heeres so zu vollenden, daß es nirgends mehr Stand halten werde, abgesehen von der Begeisterung, die ein solches Vorrücken in das polnische Heer bringen müßte; abgesehen davon, daß es nur so möglich werde, den im Aufstande begriffenen Litthauern wirksame Hülfe zu bringen und dort im Rücken des Feindes nebenbei noch eine wirksame Diversion zu veranlassen.

Die polnische Hauptarmee setzte sich demnach in Bewegung. Zwölftausend Mann blieben zurück, die Hauptstadt zu decken und den russischen Marschall Diebitsch zu täuschen. Wirklich gelang dieses Manöver auch so vortrefflich, daß der russische Feldherr fortwäh-

rend glaubte, die polnische Hauptarmee vor sich zu haben, während diese sich bereits vierundzwanzig Meilen weit im vollen Marsche gegen die feindlichen Garden, die vom Großfürsten Michael befehligt wurden, befand.

Nie bot in diesem Feldzuge die polnische Armee einen glanzvollern Anblick dar. Sie belief sich auf funfzigtausend Mann. Die Gesammtmacht der Polen betrug damals über siebenundsechzigtausend Mann Infanterie, vierzehntausend Reiter und gegen sechstausend Artilleristen mit hundertfunfzig Kanonen; in vierundzwanzig Infanterie- und zweiundzwanzig Cavallerie-Regimentern.

Der Geist der Truppen, welche Skrzynecki gegen die Garden führte, steigerte sich auf dem Marsche fast zum Uebermuthe. Bei einem fröhlichen Mahle, welches der Oberfeldherr seinen Generalen gab, erbot sich der schöne, heldenmüthige Kicki, der polnische Alcibiades, der Gemahlin des Generalissimus einen schönen Zug von sechs weißen Pferden, wie sie die rothen russischen Gardekosacken ritten, zu erbeuten, nicht ahnend, daß er die Zinnen des geliebten Warschau und die schönen Augen seiner eigenen jungen Gemahlin nicht wieder schauen sollte.

Am funfzehnten Mai **1831** Abends trafen die Polen auf die Vorposten der Garden. Mit Jauchzen empfing sie der polnische Soldat. Doch auch er fand in den ersten kleinern Gefechten nicht verächtliche Gegner an den Gardekosacken und besonders an den Finnländischen Jägern, die sich um so tapferer vertheidigten, als ihnen hinter Hecken nicht beizukommen war.

Dieser tapfere Widerstand von Seiten der Russen brachte indeß ein heilloses Schwanken im Gemüthe des polnischen Oberfeldherrn hervor. Wie, wenn der Angriff auf die Garden mißlänge! Wenn er sie trotz seiner

Uebermacht nicht zu schlagen vermöchte, wenn er nur Tausende von Leuten verlöre, ohne seinen Zweck zu erreichen und bei der Annäherung von Diebitsch nach Warschau zurück müßte!

In der Nacht von dem siebzehnten auf den achtzehnten offenbarte sich des Generalissimus Unentschlossenheit schon weit entscheidender. Das ganze russische Gardecorps, zwanzigtausend Mann stark, stand vor ihm und konnte am andern Morgen einer Schlacht nicht mehr ausweichen. Skrzynecki schwankte. Der General-Quartiermeister, seinen ganzen schönen Plan in Gefahr sehend, drang auf das Inständigste in ihn, die Befehle zum Angriff auf morgen zu geben. Der Generalissimus erwiderte ihm endlich bestimmt, er habe noch keine Nachricht, ob er durch das Corps von Lubienski auch gegen Diebitsch hinlänglich gesichert sei. Ferner stehe in seinem Rücken noch Sacken mit sieben Tausend in Ostrolenka. Würde er geschlagen, so könne ihm dieser den größten Schaden zufügen und ihn am Rückzuge hindern. Alle Einwendungen von Seiten des General-Quartiermeisters blieben fruchtlos.

Am folgenden Tage traf endlich die sichere Nachricht ein, daß von Seiten des Marschalls Diebitsch nichts zu befürchten und der General Sacken unschädlich gemacht worden sei. Die russischen Garden standen noch in derselben Stellung. Jetzt war der letzte günstige Augenblick erschienen, den großen entscheidenden Schlag auszuführen. Schon hat der diensthuende Adjutant Skrzynecki's dessen schriftliche Befehle an die verschiedenen Corpscommandanten in den Händen. Sie endigten sich sämmtlich mit den Worten: „Ich hoffe, daß in solcher entscheidenden Schlacht alle Truppen ihre Schuldigkeit thun werden." Der Adjutant will sich entfernen. Da winkt ihm Skrzynecki. Er muß noch blei-

ben. Der Oberfeldherr der Polen nimmt die geschriebenen Ordres zurück. Die Hände auf dem Rücken geht er sinnend im Zimmer auf und ab. Minute für Minute der so kostbaren und verhängnißvollen Zeit, ja eine halbe Stunde nach der andern verrinnt — da zerreißt Skrzynecki die geschriebenen Befehle. Pradzinski stürzt todtenbleich ins Zimmer. Zorn und Schmerz haben sein geistreiches, ausdrucksvolles Gesicht entstellt. Ein heftiger Auftritt erfolgt. — Thränen stürzen aus den Augen des General-Quartiermeisters; er fällt nieder vor Skrzynecki und mit aufgehobenen Händen fleht er um Befehle für den Angriff. Mit hinreißender Beredtsamkeit setzt er dem Oberfeldherrn die unermeßlichen Vortheile auseinander. Der Sieg ist gewiß; die Elite der russischen Macht befindet sich in den Händen der Polen; es bedarf eines Wortes von Seiten Skrzynecki's und jene erlesenen Truppen sind vernichtet, die Resultate des Siegs unermeßlich; — aber der schwarze Genius, der den Geist des polnischen Oberfeldherrn umflort hat, ist nicht zu bannen Der Generalissimus beharrt bei seinem Vorsatze, so verstreicht die Zeit und mit ihr rollt das dunkle Rad des Verhängnisses ein heldenmüthiges Volk zum dritten Male ins Verderben. Alle Geschichtschreiber gestehen unverholen, daß Skrzynecki für diesen Tag dem jetzigen Jahrhundert, wie allen künftigen Geschlechtern verantwortlich bleibt.

Durch die Unentschlossenheit des polnischen Generals gewannen die Garden Zeit, sich aus ihrer verderbenvollen Lage zurückzuziehen. Skrzynecki folgte; aber das Resultat des großen, kühn ausgesonnenen und durch Verblendung eines Einzigen verwahrlosten Unternehmens, war die materielle Ausbeute von siebenhundert Gefangenen von der Garde.

Fast ganz erschöpft von dem nutzlosen, endlosen

Marsche, zweiunddreißig Meilen von der Hauptstadt entfernt, mit müden ausgehungerten Pferden, da durch die langen sandigen Wege die Wagenzüge nur langsam fortzubringen gewesen und den langen weiten Rückzug wieder vor Augen, lagert sich das polnische Heer an der Grenze Litthauens und mit verlegener Scham empfängt hier der Generalissimus in der Grenzstadt des Königreichs den Präsidenten der Regierung, den Fürsten Czartoryski, Jugendfreund des Kaisers Alexander, der sich eingefunden hat, um die Ergebnisse des großen mühevollen Zugs in Augenschein zu nehmen. Dennoch aber wird Skrzynecki die bittere Ironie nicht gewahr, die in den schmeichelhaften Glückwünschen des Fürstpräsidenten liegt, und die er für baare Münze nimmt.

„Sie rücken so schnell vor, Herr Generalissimus," spricht Czartoryski, „daß man Postpferde nimmt, um Sie einzuholen."

Der Fürst hat eine Proclamation mitgebracht, die er selbst verfaßt und die in den insurgirten Provinzen des alten Polens, dem die polnische Armee jetzt so nahe steht, vertheilt werden soll. Keines von den in damaliger Zeit erschienenen Documenten, die nur zu häufig den Stempel der Parteisucht und Leidenschaft an sich tragen, gewährt eine bessere Einsicht in die Sachlage der polnischen Angelegenheiten, als diese mit Ruhe und Würde geschriebene Proclamation des Fürsten Czartoryski. Darum möge sie hier einen Platz finden.

Bewohner von Litthauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine! Brüder!

„Die Nationalregierung Polens, das sich seiner zeitherigen Abhängigkeit entringt, erfüllt den Beschluß unsers Reichstages, begrüßt Euch mit der Stimme der Freiheit und Bruderliebe, und beeilt sich, Euch die Lage

des widererstehenden Vaterlandes, seine Bedürfnisse, seine Gefahren und seine Hoffnungen darzulegen. Schon schwinden die Schranken, die Brüder von Brüdern trennten. Eure und unsere Wünsche sind erfüllt. Der polnische Adler schwebt über Euern Fluren. In eine Seele, in eine Kraft verschmolzen, sollen wir von nun an gemeinsam handeln, und das eben so schwierige und gefährliche, als große und heilige Werk der Wiedergeburt unseres Vaterlandes vollbringen."

„Das Manifest des freien Reichstags, das die Beweggründe unseres Aufstandes verkündet, legte eben so Eure als unsere Gesinnungen dar; kaum erst erstanden, selbst noch schwach an Kräften und ungewiß in unsern Schritten, haben wir schon der Welt und dem Kaiser Nicolaus bewiesen, wie Euch und uns derselbe Geist belebt, und daß wir wieder zusammen Ein Volk werden wollen, wie wir gewesen. Nicht mochte der Kaiser Nicolaus seines Bruders Grab mit einem Denkmal verherrlichen, das des lebenden Alexander's schönste Herrscherhandlung gewesen wäre; mochte in uns nicht die verunglimpften Polen, nicht die Bürger eines freien und unabhängigen Landes, nur Rußlands rebellische Sklaven erblicken. Da hielten wir seine furchtbaren Heere auf und drängten sie zurück."

„Jetzt nun werden unsere Krieger theils hier bei uns der Hauptmacht des russischen Reichs die Spitze bieten, theils in Eure Provinzen dringen und die Brüder unter die Fahne des Vaterlandes sammeln. Die Aufforderung dazu wartetet Ihr nicht erst ab. Gleich beim Aufstande legten Eure Landsleute dem Reichstage ihre Wünsche vor, bildeten Legionen mit Euerm Namen, und bereits brachen in Litthauens und Volhyniens Districten kräftige Aufstände aus."

„Die allgemeine Stimme Europas nannte Polens

Theilung ein Unrecht. Wer wird heute dies Urtheil widerrufen, wer die Hand zur Aufrechthaltung des Unrechts bieten wollen? Wir hegen vielmehr die begründete Hoffnung, Europa werde unser Dasein anzuerkennen eilen, sobald wir bewiesen, daß wir würdig sind, ein unabhängiges Volk zu bilden; — und daß wir dessen würdig, müssen unsere Tapferkeit, unsere Ausdauer, Edelmuth, Einigkeit und Mäßigung beurkunden."

„Unsere Insurrection war die Folge erlittener Ungerechtigkeiten und Bedrückungen; sie war ein Bedürfniß unserer Herzen, ein Gebot unserer Geschichte. Kräftig aufstrebend und schon in den ersten Augenblicken reifend, ist sie nicht die Pflanze eines fremden Bodens, noch ein innerer Kampf vom Bruderblute besudelt. Nicht haben wir tyrannisch alle gesellschaftlichen Formen zerstört, um abzuwarten und blind anzunehmen, was später uns der Zufall aus ihren Trümmern etwa zuführte. Krieg um Unabhängigkeit, der gerechteste aller Kriege, ist unser Aufstand; er ist kühn und mild, wie der Charakter der Nation, welche mit der einen Hand den Bedrücker bekämpft und die andere zur Erhebung und Veredlung des Landmanns ausstreckt. Wir preisen England und Frankreich, und streben, ein eben so gesittetes, eben so freies und unabhängiges Volk zu bilden; doch können wir nie aufhören, Polen zu sein. Nationen können und dürfen nicht schnell und mit Gewalt die Grundstoffe ihres Wesens verändern. Sie haben ihr eigenes Klima, ihre eigene Industrie, ihre eigene Religion, eigne Sitten, einen eigenen Charakter, eine eigene Stufe der Cultur, eine eigene Geschichte. Diese Grundstoffe entwickeln eigenthümliche Leidenschaften, eigenthümliche Umwälzungen, eigenthümliche Bahnen für die Zukunft. Kräftige Individualität bildet die Kraft eines Volks; die unsrige erhielten wir uns selbst noch in un-

serer Sklaverei. Liebe zum Vaterlande, Bereitwilligkeit, demselben die größten Opfer zu bringen, Muth, Frömmigkeit und Milde: das waren die Tugenden unserer Väter; sie sind auch uns noch eigen. Warschaus Volk, am neunundzwanzigsten November aufgestanden, Sieger ohne Anführer und Gesetze; welcher Gräuelthaten hat es sich schuldig gemacht? Warschau, ein Heer von dreißigtausend Mann, das ganze Königreich, wie durch ein Wunder erhoben, wie verfuhren sie mit dem Cäsarewitsch Constantin? Dieser funfzehn Jahre hindurch gegen die Gefühle und Freiheiten der Nation mitleidlose Fürst, gab, zum ersten Mal gegen uns gerecht, sein Heer und sich selbst in den Schutz des edelmüthigen Volks. Da läuteten wir nicht die Vesperglocke zur Rachelosung; selbst im offenen Kampf wollten wir unsre Ueberlegenheit nicht benutzen. Furchtlos erwarteten unsere Regimenter Rußlands ganze Macht, aber jenen Russen, die das polnische Wort beschirmte, wichen sie aus. Auch an einzelnen Personen bewährte sich die Hochherzigkeit der Nation. Europa rühmt eben so den Edelmuth unseres Aufstandes, als die Wunder unserer Tapferkeit. Brüder! auch Eurer harret eine ähnliche Bewunderung."

„Beginnt also zu handeln und bietet dazu die ganze Kraft des Volkes auf! Die Kraft der Nation aber, sowohl im Frieden als im Kriege, ist das gemeine Volk. Zu ihm wendet aufmerksam Auge und Herz. Wohlgeartete Söhne! Handelt, wie Euere Väter handelten! Zerbrecht die gehässigen Fesseln und stiftet den heiligen Bund der Wohlthätigkeit mit der Dankbarkeit! In andern Ländern hat das Volk durch Mord und Rache seine Rechte errungen; bei uns erhielt es sie als Geschenk von seinen Brüdern. Eine schöne, gerechte und unumgänglich nothwendige Handlung wird Euer

eigenes Werk sein. Ihr selbst werdet dem Volke das freiwillige Opfer ankündigen, und auf diese Weise die ersten polnischen Adler begrüßen, die in Eurer Heimath erscheinen. Der Boden wird deshalb, da er von der freien Hand bestellt wird, weder an Cultur, noch an Werth etwas verlieren. Eure Herzen werden hierdurch in den Augen Europas als würdigere erscheinen, und das Vaterland wird Millionen von Bürgern gewinnen, die eben so, wie jetzt unsere wackern Landleute, muthig den das Reich der Sklaverei verbreitenden Unterdrücker zu verdrängen sich beeilen werden."

„In Euern Provinzen ist ein großer Theil des Volks der griechischen Kirche zugethan. Toleranz ist jetzt ein Gesetz der civilisirten Welt geworden. Ohne Unterschied werden Personen, Kirchen und Glaubensbekenntnisse unter dem Schutze der Regierung stehen, und Ihr werdet diesen Schutz durch Wort und That bethätigen. Leicht kann der Pole die Muster aller geselligen Tugenden aus eigener Geschichte aufstellen. Katholische wie orientalische Kirchen, anders gläubige Gemeinden, Synagogen und Moscheen segneten den Stamm der Jagellonen, der aus Eingebung des Herzens der Weisheit und Erfahrung späterer Jahrhunderte voraus-eilte, und durch Achtung aller Glaubensbekenntnisse berühmt ward. Unter ihrer väterlichen Regierung schwächte der Unterschied der Religion nicht die Einigkeit der Nation. Saget der griechischen Geistlichkeit, daß Boleslaus des Tapfern Schwert, welches Kijows Thore öffnete, keine der Kerzen verlöschte, welche vor den Bildern seiner Heiligen brannten, daß Polens Held, der Sieger der Moskowiter bei Orsza, im Heiligthume von Convra ruht, welches er bereicherte; daß ihre ersten Bücher zu Krakau, ihre erste Bibel zu Ostrog unter dem Schutze des polnischen Scepters erschienen; saget ihr, daß die

polnische Regierung keinen Unterschied der Religionen kennt, daß für sie sowohl die Würden der Landboten, als auch die bischöflichen Sitze im Senate offen stehen."

„Der Krieg um die Unabhängigkeit hat zahlreiche Fahnen unter seine Schaaren versammelt; aber Krieg erfordert Mittel, erfordert Aufopferung des ganzen Vermögens. Wir gaben ohne Bedenken und ohne Berechnung das Unsrige hin. Die Hälfte unserer Besitzungen sequestrirt, vergeudet und zerstört der Feind, die andere bringen wir mit freudigem Herzen, ohne eigensüchtige Interessen für die Zukunft, dem Vaterlande dar. Nicht jetzt ist es an der Zeit, sich zu schonen. Einem stürmischen Heere haben wir uns Preis gegeben; handelte es sich nur um unser Leben, wir würden den Verlust von Gütern nicht bedauern. Aber dem Polen liegt die Pflicht ob, das Vaterland, die Ehre der Nachkommen zu retten und deren Loos zu gründen. Geben wir Alles hin, was morgen ersetzt werden, aber erhalten wir das, was durch unsere Fahrlässigkeit auf ewig verloren gehen kann."

„Der Krieg, den wir mit allen Kräften und ganzem Herzen unterstützen, den auch Ihr unterstützt, kann zwar den Feind vertreiben, doch der Krieg allein kann uns nicht zur unabhängigen Nation machen. In dem Heiligthume der Berathungen erhebt sich die Arche des Nationalwesens. Auf der Bahn der Politik sind wir noch Neulinge. Während andere Völker vorschritten und ihre Lebenskräfte stärkten, lernten wir schweigen, und, unter der Geißel der Uebermacht, gehorchen; allein eben so wie unsere jungen Heere ohne Waffen und Uebung, von Muth und Vaterlandsliebe getragen, Siege erringen, eben so werden Vaterlandsliebe, Anstrengung, guter Wille, das bereits begonnene schöne Werk der Väter, Einigkeit und vorzüglich bürgerliche Ueberein-

stimmung einstweilen andere Gesetzgebern erforderliche Tugenden ersetzen. Sendet Repräsentanten aus Euren Provinzen; wir wollen über Euch ohne Euch nichts festsetzen. Wählet sie nach den gegenwärtig gebräuchlichen Formen; wählet hierzu Männer, welche des großen Berufes würdig, uns Unterstützung im Rathe und nicht den Samen der Zwietracht bringen; Männer, welche die Aussicht auf persönliches Ansehn und Ruhm dem geringsten Vortheile des Landes aufopfern. In dem Schlosse unserer Könige, in dem Heiligthume der Berathungen werden Eure Repräsentanten die leeren Sitze einnehmen, wo einst die Tugend mit Eifer und Muth zur Verbesserung der Regierung und zur Bekräftigung der Landesmacht Beschlüsse faßte; hier werden wir in gemeinschaftlicher Versammlung von den Grundsätzen unserer Vorfahren nicht abweichen, constitutionelle Regierung ist nicht neu in unserer Geschichte; die denkwürdige Verfassung vom dritten Mai hatte sie angenommen; unser jetziger Reichstag hat sich ausdrücklich für dieselbe erklärt. In diesen Grundsätzen beharrend, werden wir Europas Erwartungen und unsern eigenen Hoffnungen auf die Wiedergeburt Polens entsprechen."

„Doch mitten in den Ausbrüchen der Freude bei den glänzendsten Hoffnungen ist es unmöglich, die Gefahren, die uns erwarten, zu vergessen oder zu verschweigen. Noch befindet sich ein großes Heer des Feindes mitten unter uns; kaum einige Meilen von der Hauptstadt zurückgedrängt, droht es uns jeden Augenblick mit einem hartnäckigen Kampfe, und unter Euch thürmt sich ein schwarzes, von Blitzen der Rache schwangeres Gewölk."

„Wir aber werden unerschrocken kämpfen und hoffen. Gott hat bereits Wunder an uns gethan; Gott wird richten! Im Namen dieses Gottes haben wir bereits

glücklich gekämpft, und werden bis zur entscheidenden Erfüllung seiner gerechten Aussprüche ferner kämpfen. Schon zittern die Nationen der ganzen Welt, denen die Stimme der Menschlichkeit und das Wehe erlittenen Unrechts bekannt sind, einmüthig für unser Schicksal, und freuen sich der Nachrichten von den Siegen der Polen. Sie warten nur auf Euern Aufstand, um uns in ihren Kreis aufzunehmen und als Unabhängige zu begrüßen."

„Brüder in Litthauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine! bietet diesmal alle Eure Kräfte auf! Gemeinsam verbunden wollen wir, nachdem wir mit dem Feinde furchtbare Kämpfe gefochten, Europas Reiche unsre Richter sein lassen. Vor diesem Richterstuhl wollen wir bluttriefend erscheinen, wollen ihm die Bücher unserer Geschichte und Europas Länderkarte vorlegen und sprechen: Sehet hier Eure und unsere Sache. Bekannt sind Euch die Ungerechtigkeiten, die man gegen Polen geübt. Sehet hier dessen Verzweiflung, fraget seine Feinde um seine Tapferkeit, nach seinem Edelmuth! Brüder! hoffen wir zu Gott, daß er die Herzen unsrer Richter leiten und diese, von Gerechtigkeit beseelt, aussprechen werden: Polen lebe auf, frei und unabhängig."

Der Augenblick, in welchem das polnische Heer auf litthauischem Boden stand und der Oberfeldherr sein Heer an Czarnecki's, eines der größten polnischen Heerführer, Bildsäule, einen feierlichen Gottesdienst halten ließ, ist einer der wehmüthigsten in der Weltgeschichte. Unstreitig war es der glänzendste und hoffnungsreichste in dem kurzen Leben der Nation. Der Masse des Volks, wie dem ganzen Welttheile, schien er dem polnischen Lande ein fest begründetes, ewig glorreiches Dasein zu verkünden. Ungeheuer war der Eindruck, welcher das Vordringen der polnischen Armee

nach Litthauen dem erstaunten Europa meldete. Die Nation war trunken vom Freudenrausche. Im Auslande wagte jetzt kaum Jemand an dem glücklichen Erfolge des anfangs verloren gegebenen Unternehmens zu zweifeln. Skrzynecki's Name war in aller Munde, begeistert verglichen mit dem größten Helden aller Zeiten. Am adriatischen Meere, wie an der Ostsee, an der Seine, wie am Rhein, an der Donau, wie an der Elbe, ja an der Oder vernahm man die Rufe: Skrzynecki und Polen! In Warschau selbst war man so übermüthig, daß die Zeitungen laut verkündeten, nur an der Dzwina hinter Minsk und der Berezina werde der Feldherr seinen Frieden schließen, wie er auch wirklich bei seinem Auszuge aus Warschau verheißen.

Es war jenes täuschende Frühlingsgrün, das im Herbste die Fluren kurz vor dem Froste bedeckt, jener Sonnenstrahl, der sein seltsames Licht am Saume dunkler und schwerer Gewitterwolken über die Erde schickt. Die polnische Sache stand hoch oben auf einem Gipfel; aber unter ihren Füßen ein jäher Abgrund. Nur der Jäger, der kühn und verwegen, entschlossen und furchtlos, sein Leben daran setzend, auf ihn zu springt, mag das Drüben erreichen; während der behutsam Glimmende entweder zurück muß, oder strauchelnd in den Abgrund stürzt. Skrzynecki war kein verwegener Jäger; er war der furchtsam Tappende.

Diebitsch hatte sich bald überzeugt, daß er von den Polen getäuscht worden war. Er wandte sich mit Blitzesschnelle gegen Ostrolenka. Der polnische Generalissimus hiervon Nachricht erhaltend, kehrte schleunig aus Litthauen zurück. Bei dem Städtchen Ostrolenka kam es zur entscheidenden Schlacht, in welcher zwar die Polen mit dem bewährten Heldenmuthe kämpften, auch Skrzynecki die höchste persönliche Tapferkeit bewies;

aber endlich der russischen Uebermacht dennoch weichen mußte. Nur ein schleuniger Rückzug nach der Hauptstadt rettete das polnische Heer vom Untergange.

Wie ein dumpfer Donnerton rollte die Nachricht von der verlornen Schlacht durch Europa. Je kühner sich durch den Zug nach Litthauen die Erwartungen gesteigert hatten, ein um so größerer Kleinmuth bemächtigte sich der Gemüther.

Von jetzt an bot der polnische Insurrectionskrieg nur eine Reihe von Fehlschlagungen und Fehlern dar, die größtentheils von der Untauglichkeit und dem bösen Willen der polnischen Heerführer zeigten und den endlichen Untergang Polens zur Folge hatten.

Drittes Kapitel.

Severin war es endlich gelungen, Ottokar ausfindig zu machen. Dieser hatte sich wirklich eine Zeit lang bei der Armee befunden, in der Absicht, Nachricht über seinen Bruder zu erhalten, den er unter den Kämpfern und keineswegs unter den Schanzarbeitern vermuthete. Nachdem er denselben mit Lebensgefahr aus Deutschland gerettet und glücklich nach Hamburg gebracht, wo schon das Schiff bereit lag, das den Revolutionär nach Amerika bringen sollte, langte unmittelbar vor der Abfahrt die Nachricht von dem Warschauer Aufstande an. Jetzt hätte nichts auf Erden vermocht, den Freiheitsenthusiasten abzuhalten, nach Polen zu eilen und an dem Aufstande Theil zu nehmen. Durch eine List gelang es gleichwohl Ottokar, den Bruder auf ein Schiff zu

bringen, indem er dem Exaltirten vorspiegelte, die Fahrt gehe nach Polangen, von wo er dann leicht nach Warschau gelangen könne. Die Reise ging aber nicht nach der polnischen Küste, sondern nach Nordamerika. Der getäuschte Guido wollte verzweifeln und machte seinem Bruder die bittersten Vorwürfe, denn er war der Meinung, daß kein Aufstand ohne seine Anwesenheit gelingen könne.

In New-York angelangt, ward Guido von einem heftigen Fieber befallen, das ihn dem Grabesrande nahe brachte. Nur der ausdauernden Sorgfalt und Pflege Ottokar's gelang es, des Bruders Leben zu erhalten. Nur langsam und nach und nach genaß der Kranke. Schon hoffte Ottokar, daß die langwierige Krankheit auf den politisch Exaltirten einen wohlthätigen Eindruck zurück gelassen haben würde. Wirklich schien auch Guido eine Zeit lang die europäischen Welthändel ganz vergessen zu haben; seine Lectüre bestand meistentheils aus rein wissenschaftlichen Schriften, und Ottokar wußte es immer zu verhindern, daß aufreizende politische europäische Zeitblätter in des Genesenden Hände kamen. Da wollte es das Geschick, daß eines Tages ein in Amerika habilitirter Capitän der alten französischen Kaisergarde die beiden Brüder in ihrer reizenden Einsamkeit besuchte. Derselbe war durch die Heldenthaten an der Weichsel in seiner Ruhe aufgeschreckt worden. Die alte Kampflust erwachte in dem Veteranen und so stand er im Begriff nach Europa abzusegeln und den Polen ein unabhängiges Vaterland erkämpfen zu helfen. Der tapfere Capitän erzählte aber mit solchem Feuer, daß es dem Guido immer heißer um die Stirn wurde. Auch bei ihm erwachte die alte Leidenschaft mit erneutem Feuer, so daß er plötzlich mit den Worten von seinem Sitze aufsprang: Ich begleite Sie, mein Freund,

fürwahr ein edler hochherziger Entschluß, sein Blut und Leben einer für ihre Freiheit kämpfenden Nation zum Opfer zu bringen. Ottokar erschrak, und bot alle Beredtsamkeit auf, den Bruder von seinem urplötzlich gefaßten Vorsatze zurück zu bringen; vergebens. Binnen wenig Stunden war Guido reisefertig und fest entschlossen, nach Europa abzureisen. Was blieb Ottokar übrig? Er ward abermals der treue Begleiter seines Bruders, um ihm im Falle der Gefahr schirmend zur Seite zu stehen. Kaum aber war man in Hamburg ans Land gestiegen, als Guido plötzlich unsichtbar geworden war. Derselbe hatte befürchtet, Ottokar werde seiner Abreise nach Polen Hindernisse in den Weg legen und war ganz incognito über Posen nach Warschau abgereist. Ottokar, der im Anfang fürchtete, sein Bruder sei von irgend einer deutschen Polizeibehörde aufgegriffen worden, ward nach einigen Wochen durch einen Brief Guido's von dessen Aufenthalt in Warschau überzeugt. Derselbe meldete darin seine Ankunft in Polens Hauptstadt und seinen unabwendbaren Entschluß, in die Reihen der polnischen Armee zu treten. Ohne Verzug folgte ihm Ottokar, denn noch immer klangen Veronika's Worte: „Sei Du sein Engel!“ im Innern wieder.

Nach der unglücklichen Schlacht von Ostrolenka war es, wo sich die beiden Brüder und Severin in Ottokar's Wohnung zu Warschau wieder zusammen fanden. Guido und Severin waren nicht wenig über Ottokar erbittert, daß er die polnische Insurrection nicht durch dieselbe gefärbte Brille ansah, wie sie. Er erschien ihnen nicht begeistert genug, und daß er an einem für Polen glücklichen Ausgange des Kampfes zweifelte, machte man ihm gar zum Verbrechen.

Ottokar, von Charakter weit leidenschaftloser als sein Bruder und Severin, erkannte nur zu wohl die

Schwächen und Mängel des polnischen Aufstandes. Er war durch tiefes Studium mit der Geschichte und dem Charakter der Polen ziemlich vertraut geworden und fand in dem gegenwärtigen Kampfe alle die Schattenflecken wieder, welche seit Jahrhunderten die Geschichte Polens verdunkeln. Da war noch dieselbe kastenartige Abgeschiedenheit des stolzen Adels vom Volke, derselbe Ehrgeiz, Neid, dieselbe Zwietracht unter den ersten Familien, wodurch zu verschiedenen Malen das Reich zu Grunde gegangen war. Was half alle Aufopferung, aller Heldenmuth der bewundernswürdigen Armee, ohne Einigkeit und zwar ohne Einigkeit in den höchsten Regionen?

Daher sah Ottokar so ziemlich alles künftige Mißgeschick voraus und er verhehlte seine Besorgniß keineswegs.

„Du magst in so fern Recht haben," gestand Guido, „daß Verrath und Talentlosigkeit unter den Generalen nicht zu verkennen ist. Bei dem Muthe der Armee müßten wir bereits viel weiter sein. Ich halte es daher für das Beste, wenn eine Schreckensregierung, wie etwa 1793 in Frankreich, an die Spitze der Regierung tritt. Wo Tugend und Patriotismus nicht zureichen, muß der Schrecken helfen. Der vollbringt Wunderdinge, wie wir in Frankreich gesehen haben. Die Schlechten müssen in steter Furcht gehalten werden, damit sie es nicht wagen, mit ihren bösen Plänen hervorzutreten. Wenn es dann auch einige Köpfe kostet, so sind es nur solche, an denen nicht viel verloren ist."

„Bleiben Sie mir mit Ihrer Schreckensregierung zu Hause," deprecirte Severin; „die Polen sollen doch ja nicht so verschwenderisch mit Köpfen umgehen, da uns Diebitsch mit halb Asien auf dem Nacken sitzt.

Ein Kopf, so er heutzutage nur auf dem rechten Flecke sitzt, ist Etwas werth. Das fehlte noch, daß sich die Polen viceversa niedersäbelten."

„Guido hat so Unrecht nicht," meinte Ottokar; „in einem Kampfe, wie der gegenwärtige, taugt ein Justemilieusystem nichts. Skrzynecki will es mit den Monarchen Europas nicht verderben, will es mit der polnischen Aristokratie nicht verderben und mit dem polnischen Volke nicht verderben und verdirbt es so mit allen Parteien und das Reich geht darüber zu Grunde."

„Dieses verderbliche Laviren," fuhr er fort, „hat mir gleich im Anfange der Revolution nicht gefallen und es hat der polnischen Sache unendlichen Schaden zugefügt. Wenn Polen einmal zu einem Kampfe auf Tod und Leben mit Rußland entschlossen war, so mußte es die Schiffe verbrennen wie Kortez. An eine Rückkehr oder friedliche Ausgleichung mit Rußland durfte nicht gedacht werden. Der Kaiser Nicolaus ist nicht der Mann, der sich ungestraft angreifen läßt, wie es die Polen gethan haben. Hier gilt es aut-aut; Gnade hat Polen von Rußland nicht zu erwarten und kann dieselbe auch füglich nicht verlangen; darum muß es kämpfen bis auf den letzten Mann; aber nicht schwanken und diplomatisiren, wie es Skrzynecki liebt. Es gilt um Sein und Nichtsein, und ein solcher Kampf muß einzig und allein mit dem Schwerte und nicht mit der Feder ausgekämpft werden."

„Ich halte es daher unmaßgeblich für rathsam," sprach Severin, der seines Krakusenthums schon von Herzen überdrüssig war, „daß wir uns in einen so hitzigen Streit nicht weiter einmengen. Mögen der Kaiser Nicolaus und die Polen ihre Sache ausmachen; ich bin dafür, daß wir je eher je lieber nach dem lieben Deutschland zurückkehren. Wir haben das Unsrige ge-

than. Ich bin überzeugt, daß die Sache auch ohne uns sich wird abmachen lassen. Wenn wir den Russen in die Hände gerathen, geht die Reise direct nach Sibirien, und ich fühle mich im Geringsten nicht aufgelegt, für Seine Majestät, dem Kaiser aller Reußen, schöngepelzte Zobel zu fangen. Wir haben den Ottokar wieder gefunden; was wollen wir mehr? In Polen ist nicht viel zu holen, das sagt schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben, und ich habe es ebenfalls gefunden."

„Nimmermehr," entschied Guido; „entweder ich siege oder falle mit Polen. Noch ist übrigens alle Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der Sache nicht verloren. Vielleicht, daß die patriotischen Clubs, die sich in Warschau gebildet haben und täglich an Stärke gewinnen, eine neue Revolution gegen die Aristokratie zu Stande bringen und daß Polen eine wahrhaft volksthümliche Regierung erhält. Ich habe alle Hoffnung."

„Das sind ja herrliche Aussichten," rief Severin ganz erschrocken; „haben Sie, mein verehrter Herr Graf, nicht an der einen Revolution genug, und sehnen sich schon nach einer zweiten? Nein, das hieße doch Gott versuchen, wollte man länger in diesem heillosen Lande verweilen. Die Herren Polen mögen ganz tapfere Leute sein, aber außerdem finde ich eben nicht viel zu loben an ihnen. Sie sind zänkisch, streit- und rachsüchtig; ich bin doch eine höchst friedliche Natur, die es mit Gott und Menschen gut meint; aber mit diesen Polaken kann ich mich nicht vertragen und habe schon mehremal Händel bekommen. Der Deutsche und Pole paßt einmal nicht zusammen; — das sagt schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben — darum erfaßt mich wieder heiße Sehnsucht nach dem allgeliebten deutschen

Vaterlande, das, abgesehen von seiner wohllöblichen Polizei, doch das herrlichste Land auf Erden bleibt."

„Ich mag Sie nicht zurückhalten," sprach Guido, „aber sehen Sie sich vor, daß Sie nicht aus dem Regen unter die Traufe kommen. Sie haben in polnischen Diensten gestanden, gegen den Kaiser Nicolaus die Waffen getragen; dies allein ist in Ihrem Deutschland hinreichend, Jemand lebenslänglich auf die Festung oder gar ins Zuchthaus zu bringen. Zudem, wenn Sie in der jetzigen Krisis Polen verlassen, wie leicht kann man Sie noch auf polnischem Grund und Boden als Deserteur und Spion verhaften und an den ersten besten Baum knüpfen."

Ottokar konnte sich ob des Schreckens, den diese Worte Guido's, die dieser auch aus voller Ueberzeugung sprach, bei Severin hervorbrachten, eines Lächelns nicht erwehren; doch ließ er sich nichts merken und sprach so ernst wie möglich:

„Guido hat Recht. Wie jetzt die Sachen stehen, heißt es:

Du hast gewählt zu eigenem Verderben,
Wer mit geht, der sei bereit zu sterben."

Der geängstigte Severin lief in halber Verzweiflung im Zimmer auf und ab.

„Der Satan muß mich geblendet haben," rief er, „daß ich nach dem rebellischen Warschau gekommen bin. Du, Ottokar, trägst allein die Schuld. Meinetwegen, wenn wir allesammt umkommen; ich wasche meine Hände; Du hast es zu verantworten. Ich sehe mich schon im Geiste als Bergmann in Sibirien hämmern, wenn mich die Russen, die jetzt von Schonung keine Ahnung mehr haben, nicht in Kochstücken hauen. Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um! Das ist ein

altes Sprichwort; das sagt schon Paulus oder könnt' es doch gesagt haben."

Guido suchte ihn zu trösten.

„Wenn Sie auch nach Sibirien kommen," sprach er, „oder von russischen Bayonneten durchbohrt werden, so ist dies immerhin ein beneidenswerthes Loos; Sie leiden und sterben als Märtyrer für Polens Freiheit."

„Hier etwas Beneidenswerthes zu finden," erwiderte Severin unmuthig und ärgerlich, „dazu muß man Ihr enragirtes Temperament haben. Ich danke für solch beneideswerthes Loos. Die Sache geht mich auch gar nichts an. Ich bin ein Deutscher. Warum waren die alten Polen ein so zänkisches Volk voller Zwietracht, wodurch es benachbarten Mächten allein gelang, das Land zu theilen. Dieses Volk wird sich doch nicht vertragen, und wenn es auch die Russen zum Kuckuck jagt. Wie gesagt, ich nehme meinen Abschied. Mir liegt's auf der Brust. Ich tauge nicht für kriegerische Strapazen. Ich laborire schon so lange ich in Warschau bin. Darum hab ich auch noch keinen Dienst gethan."

„Aber bedenken Sie," wendete Guido ein, „daß Sie sich dem Verdacht des größten Verbrechens, nämlich der Feigheit, aussetzen, wenn Sie in der gegenwärtigen Zeit, wo es Noth an Mann geht, um Ihren Abschied einkommen."

„Was da," entgegnete Severin unwirrsch, „ob diese polnischen Raufbolde meinen Muth bezweifeln oder nicht, ist mir einerlei. Ich mag aber nicht in der Blüthe meiner Jahre zu Grunde gehen hier in diesem heillosen Lande. Wenn noch ein Napoleon an der Spitze stünde, da ließ ich mir's eher gefallen; aber dieser scheinheilige Skrzynecki; von diesem mich zur Schlachtbank treiben zu lassen, hab' ich nicht die geringste Lust. Ueberhaupt

ist, daß ich's nur offen heraussage, der ganze Krieg ein höchst thörichter. Mit Rußland anzubinden, welches Napoleon, der an der Spitze von Europa stand, nicht bezwingen konnte — welche Vermessenheit! Ich hoffe, Ottokar wird dies ebenfalls einsehen, und wir beide machen uns mit nächster Gelegenheit aus dem Staube."

„Nein, mein Freund," sprach Ottokar, „wie jetzt die Sachen stehen, wäre es Verrath an der allgemeinen Freiheit und Menschenwürde, der tapfern polnischen Nation unsere Theilnahme, ja unsern Beistand, so viel in unsern Kräften steht, zu entziehen. Mag es nun werden, wie es will; wir befinden uns einmal drinnen im Krater, zwischen Freund und Feind, da heißt es: Wer nicht mit mir ist, ist wider mich. Ich bin weder Rußlands Feind, noch der Feind des Kaisers Nicolaus; im Gegentheil achte ich dies Volk wie seinen Monarchen; aber der Aufstand der Polen scheint mir ein gerechter und stets wird man mich auf der Seite der Gerechtigkeit finden."

„Daß doch die Polen an sonst Etwas gedacht hätten, als eine Revolution anzufangen," brummte Severin; „ich komme am Schlimmsten dabei weg, weil mich im Grunde die Sache gar nichts angeht. Nun bin ich überdies Krakuse und meine Kameraden sind ein verwegenes Volk. Ich glaube, wenn ich nicht bald gesund werde und in Reih und Glied erscheine für Freiheit und Vaterland, macht mich mein eigenes Regiment kalt. Ich Unglücklicher, da stecke ich wieder in einer Revolution, gegen welche die Pariser große Woche ein Fastnachtsschwank ist, da wollt' ich doch lieber in einem deutschen Polizeigewahrsam sitzen, als hier in dem rebellischen Warschau. Ich muß ordentlich dazu geboren sein, bei allen Volksempörungen eine Rolle zu spielen."

Während Severin also klagte, klirrte es im Vorgemach und gleich darauf trat ein riesiger Krakusenwachtmeister ins Zimmer.

Der Eingetretene legte salutirend die Hand an seine Mütze und frug in martialischem Basse: „Treffe ich hier den Krakusen Severin Barthel?"

„Allerdings, hier steht er," erwiderte Ottokar und deutete auf Severin.

„Man hat sich morgen Punkt vier Uhr in voller Armatur einzufinden auf dem Alarmplatze," lautete die ziemlich barsche Ordre; „wer nicht erscheint, wird als Ausreißer betrachtet, vor das Kriegsgericht gestellt und erschossen."

„Aber, werthgeschätzter Freund," zähneklapperte Severin, „ich habe die Gicht, ich bin vor der Hand vollkommen untauglich zu jeglichem Kriegsdienst, namentlich für die Reiterei."

„Geht mich nichts an," replicirte der Kriegsmann, „wer sich nicht stellt, wird erschossen."

Mit diesen Worten legte er abermals die Hand salutirend an die Mütze, machte Rechtsumkehrt und marschirte klirrend aus dem Gemach.

„Ottokar, ich beschwöre Dich bei allen Muttergottesbildern und Propheten," rief Severin in höchster Aufregung, „befreie mich von diesen verteufelten Krakusen, die weder Lebensart noch Menschenfreundlichkeit besitzen. Dir zu Liebe habe ich mich in Krakau einschreiben lassen. Ich dachte, den Spaß kannst du auch mit machen, da kommst du mit Pomp nach Warschau, wo du deinen Ottokar wieder findest; mir ist nie in den Sinn gekommen, ordentliche Dienste zu nehmen."

„Ja, liebster Freund," entschuldigte sich Ottokar, „hier kann ich nichts für Dich thun; ich bin ja selbst in Warschau."

„Aber Du begreifst doch,“ eiferte der Krakusenrekrut, „daß ich gichtbrüchiger Mann dem desperaten Krieg nicht beiwohnen kann, den sie jetzt führen.“

„Sie sollten sich glücklich preisen,“ fiel Guido zu Severin gewendet, in die Rede; „wenn ich nicht irre, ist ein leichtes Cavaleriecorps, wozu unfehlbar Ihr Regiment gehört, zu einer großen Recognoscirung gegen die russische Hauptarmee beordert. Eine solche Expedition ist zwar gefahrvoll; aber unverwelkliche Lorbeeren sind dabei zu erringen. Ich gäbe viel darum, könnte ich mich den tapfern Schwadronen anschließen.“

„Wie,“ frug erschrocken Severin, „gegen die große Armee soll's gehen unter Diebitsch, die paar polnischen Reiter? Das wäre ja ein wahres Frühstück für die Russen. Zu solchen verwegenen Thaten geb' ich mich auf keinen Fall her; mag's werden wie da will.“

Er lief unruhig die Stube auf und ab.

„Aber sprach der Grimmbart von Wachtmeister,“ fuhr er nach einer Pause fort, „nicht vom Erschießen? Ottokar, so laß Dich beschwören, wirke mir den Abschied aus, ich schlage mich einmal mit dem Kaiser Nicolaus nicht.“

„Auch Sie, Herr Graf,“ sprach er zu Guido gewendet, „können Etwas für mich thun, schon Ihrem Herrn Bruder zu Liebe, dem zu Liebe ich unter die Krakusen ging. Sie sind als Patriot bekannt, sind liirt mit der halben Armee, Ihr Wort gilt viel, ich weiß es. Sie werden nicht dulden, daß man Ihren friedfertigen Landsmann, den Freund Ihres Bruders, unter die rohen Soldaten steckt. Ich bin ein Mensch von Bildung, liebe meine Freiheit und kann Blutvergießen nicht leiden. Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz; das sagt schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben. Bedenken Sie dies, geehrter

Herr, seien Sie mein Vertheidiger, mein Beschützer gegen polakische Ungerechtigkeit."

Guido konnte sich gleichfalls eines Lächelns nicht erwehren.

„Auch ich," sprach er, „kann in dieser Angelegenheit Nichts für Sie thun. Aber fassen Sie Muth, nicht alle Kugeln treffen; die Russen sind nicht die besten Schützen, machen Sie einmal den Kriegszug mit. Ich bin überzeugt, Sie werden Geschmack daran finden. Ihr Unwohlsein ist keine Entschuldigung; Sie sind ja gesund wie ein Fisch im Wasser."

„Da irren Sie gewaltig," widersprach Severin, „mir ist zu Muthe wie einem halb abgestandenen Karpfen. An dem Kriege bekomme ich mein Lebetag keinen Geschmack."

„Und sind doch ein so großer Verehrer des Kaisers Napoleon?" fuhr Guido fort; „bedenken Sie, welch' eine erhabene Aufmunterung es ist, wenn Ihr Name in die Zeitungen kommt als tapferer Freiheitskämpfer; Sie werden berühmt durch ganz Europa."

„Ich mag aber nicht berühmt werden," erwiderte Severin ärgerlich, „ich bin ein schlichter Mann, fremd der Eitelkeit, ein Kind des Friedens. Niemand kann für sein Temperament. Wem das Kriegsfeuer nicht im Blute liegt, wird sich's nie aneignen, er mag machen was er will."

Ottokar, der Severin's Charakter genauer kannte und sich an dessen Angst hinlänglich ergötzt hatte, beruhigte ihn jetzt.

„Ich werde mit Deinem Obristen sprechen," sprach er, „ich kenne ihn; vielleicht daß ich Dir Urlaub auf unbestimmte Zeit auswirke; aber gewiß will ich's nicht versprechen; in jetziger Zeit gilt ein Mann viel."

„Lieber Gott," gestand Severin naiv, „was kann ich

gelten; ich mag gar nichts gelten, wenn ich nur von den verwünschten Krakusen loskomme. Ottokar, edle Seele, den Gedanken gab Dir Gott ein. Sprich mit dem Obristen, stelle ihm die Sache vor, Du hast Mundwerk; der Herr Obrist ist ein Mensch und wird Einsicht haben."

Ottokar mußte seine Intervention nochmals geloben und Severin erhielt alle gute Laune wieder, die ihn seit der Citation des Wachtmeisters gänzlich verlassen hatte.

„Das ist wahr," sprach er, sich vergnügt die Hände reibend, „gute Freunde lernt man erst in der Noth kennen. Das sagt schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben. Ottchen, Du bist ein Goldmann, befreie mich nur von dieser Rotte Kora, Datan und Abiram, diesen Krakusen."

Ottokar hatte Wein kommen lassen. Man trank auf Polens Wohl und die Drei verblieben noch eine geraume Zeit bei einander.

Viertes Kapitel.

Ganz Warschau hallte von Jubel wieder und allgemein war die Begeisterung, als der ritterliche Dembinski mit seiner kleinen Heldenschaar Einzug hielt in der Hauptstadt. Tief aus den Wäldern und Sümpfen Litthauens kam der Brave daher, wo er, ein zweiter Xenophon, durch Klugheit und Tapferkeit einem zehnfach überlegenen Feind die Spitze geboten und sich glücklich durchgeschlagen hatte. Merklich unterschied sich seine getreue Schaar von den Soldaten der übrigen

polnischen Armee. Die Gesichter waren mit Narben bedeckt, von der Sonne gebräunt, die Uniformen zerrissen und unscheinbar.

Das Volk, von einem richtigen Instinkt geleitet, erkannte in dem zurückkehrenden Führer einen wahren Helden, der die Ehre des polnischen Namens und der polnischen Waffen, die von ungeschickten und entnervten Führern schmählich befleckt worden, hoch erhoben. Es sah in ihm den Wohlthäter Tausender von Familien, denen er die Söhne gerettet aus den grausamen Händen des Feindes des Vaterlandes, dem er mehre Tausend Streiter für den fernern Kampf erhalten. Es begriff, daß es ein außergewöhnlicher Geist sein müsse, der auf einem so weiten Zuge durch die fernen Länder und den Heeresmassen der Feinde seine Geistesgegenwart, seinen Muth und seine patriotischen Gesinnungen zu bewahren gewußt. Es begriff, daß, einen solchen Mann in den Mauern der bedrohten Hauptstadt, in der Mitte des Heeres zu wissen, hundertmal mehr werth sei, als wenn er mit seinem kleinen Korps noch länger in Litthauen dem Feinde Abbruch gethan, und es jubelte ihm aus voller Brust entgegen.

Die Begeisterung des Volkes war um so mehr innerlich begründet und das wirklich Erhabene des Augenblicks riß es um so unwiderstehlicher fort, als die äußere Erscheinung Dembinski's nicht eine solche war, welche vorzüglich polnische Herzen gewinnt. Er hatte keine hohe Gestalt und schöne Züge. Von äußerst kräftigem Körperbau, aber von mittler gedrungener Statur und über die Blüthe des männlichen Alters hinaus; das blitzende blaue Auge in einem braunen Gesicht, von nicht fleckenlosem Teint, über einer Adlernase und mit einem röthlichen Knebelbart, dessen Spitzen bis an das Kinn reichten, ritt er einher, wie man sich den

gewaltigen Attila denkt, mehr Staunen und Bewunderung, als Zuneigung erweckend.

Aber auf das Tiefste und zu Thränen gerührt ward das Volk durch den Anblick der Litthauischen Brüder. Als sich die Nachricht von ihrer Ankunft verbreitete, fingen sich die Schaaren der Einwohner nach der Weichsel und Praga zu in Bewegung zu setzen. Da begegnete man den Vorposten bei der letzten Batterie. Der Obrist Surakowski eilte seiner Colonne voran, um seine Gemahlin und seine Kinder zu sehen. Sein fünfjähriger Sohn setzte sich auf das Pferd des Vaters und sprach mit kindlicher Rührung die berühmte Krasickische Strophe:

„O heil'ge Liebe des theuern Vaterlandes."

Weinend umringte den Knaben das Volk.

Als Dembinski darauf mit seinem Stabe nahte, durchbrach ein Freudenschrei von sechszigtausend Zuschauern die Luft; und es donnerte das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren!" zu dem schönen Augusthimmel empor. Es folgten die Colonnen. Voran die Escadron des dritten Uhlanenregiments. Dann die Sappeurs zu Pferde; die Fußjäger zu Pferde; die Posener Escadrons; zwei Kanonen reitende Artillerie. Dann die Jäger des dritten Regiments; das achtzehnte Infanterieregiment; das Bataillon Matuszewicz; die Nowogrodschen Reiter; zwei Positions- und zwei leichte Geschütze; die Gefangenen; die Plocker Cavallerie; das dreizehnte Uhlanenregiment; zuletzt die Freischützen aus Nowogrod und Slonim. Den Schluß bildeten die kleinen Wagen und Bagagen der Litthauer und einige hundert erbeutete Pferde. Mit dieser kleinen Macht hatte der Held mehren großen russischen Armeen widerstanden.

Die Mannigfaltigkeit dieses Aufzugs war wahr-

haft staunenerregend. Die Kleidung der Soldaten bildete die burleskeste Mischung. Bald waren es polnische, bald russische, bald Jagd- bald academische Uniformen; bald Civilkleider ältester und neuester Moden. Man führte die verschiedensten Waffen: Carabiner, Musketen, Jagdflinten, Janitscharengewehre, und ritt Samogedische, Tscherkessische, Karbadiner und Kosakenpferde in verschiedenen Geschirren und Schabracken. Ein Theil der Infanterie war barfuß.

Frauen und Knaben folgten dem Zuge. Als die Litthauischen Bürger folgten, glänzte auf allen Gesichtern Hingebung und das heilige Feuer der Vaterlandsliebe.

Das Corps lagerte sich, und Dembinski rückte mit seinem Stabe weiter nach Warschau vor. Als ihn die Besatzung von Praga begrüßte, nahm sie ihm die Mütze vom Haupte, um sie zum Andenken aufzubewahren. Aber von Praga aus nahm die Menge mit jedem Augenblick zu. Denn zu beiden Seiten der Weichselbrücke standen neue Schaaren. Zwischen den Pfeilern rief man den von der Brücke Herabkommenden entgegen: „Es lebe unser Dembinski." Das Volk warf die Mützen in die Höhe, küßte ihm Hände und Füße und vereinigte sich mitten unter dankbarem Freudengeschrei mit dem General und seinen tapfern Waffengefährten.

Als man an dem sogenannten Stadthalterpalast anlangte, empfingen ihn vier Regierungsmitglieder, und nachdem Dembinski ihnen entgegen gerufen, daß man ihn noch nicht hier sehen würde, wenn es keine Verräther gäbe, entgegnete ihm der edle Vinzenz Niemojowski:

„General! wie der Senat und das römische Volk die von Cannä Zurückkehrenden empfing, mit denselben

Gefühlen empfangen wir Dich und Deine Gefährten. Euch hat das Glück verlassen, aber Ihr habt die heilige Sache nicht aufgegeben. Wir danken Dir im Namen der Nation. Du hast den Frauen ihre Männer, dem Vaterlande seine Söhne gerettet."

„Ihre Frauen," erwiderte eben so schön Dembinski, „würden jetzt Wittwen und ihre Kinder Waisen werden; denn die Regierung und die Hauptstadt haben durch einen so ruhmvollen Empfang des Corps die Lust zur Aufopferung so gesteigert, daß Jeder von ihnen bei der nächsten Gelegenheit mehr als je sein Leben bloß stellen werde, um die Liebe und das Gedächtniß einer solchen Nation zu verdienen."

Unter abermaligem Freudenruf begab sich Dembinski, von dem Volke begleitet, nach der Metropolitankirche, woselbst ein feierlicher Gottesdienst als Dank für die Errettung der heldenmüthigen Schaar gehalten wurde.

Der Priester Pulawski ergriff das Wort und hielt eine Rede, welche als ein Meisterstück ergreifender patriotischer Begeisterung gelten konnte

Aber je höher die Verdienste Dembinski's von dem Volke freudig anerkannt wurden, eine um so schärfere Kritik mußte sich der Generalissimus Skrzynecki gefallen lassen, der sich durch sein schwankendes Handeln den Haß der Patrioten täglich mehr zuzog. Bereits hatte er die Russen, ohne nur einen Versuch des Widerstandes zu machen, über die Weichsel gelassen. Die gesammte Stärke der furchtbaren russischen Macht befand sich unter Anführung des Generals Paskewitsch, welcher dem von der Cholera hinweggerafften Marschall Diebitsch im Commando gefolgt war, auf dem linken Weichselufer und drang unaufgehalten täglich näher gegen die Hauptstadt vor. Bereits war der Mangel an Lebensmitteln,

welche den Warschauern aus den jetzt von den Russen besetzten Gegenden zuzufließen pflegten, bedeutend empfindbar.

Die polnische Armee stand müssig zwischen der Hauptstadt und den feindlichen Heeren Nachdem letztere ungehindert die Weichsel überschritten hatte, hoffte man täglich auf eine Hauptschlacht. Der polnische Soldat brannte vor Begier, die Scharte von Ostrolenka auszuwetzen: aber weder die Bitten seiner Generale, noch der Wunsch der Regierung, noch der Mahnruf des ganzen polnischen Volks konnte den Generalissimus bewegen, den Feind anzugreifen. Als Hauptgrund dieses demoralisirenden Zauderns gab man mehre Briefe an, welche Skrzynecki aus Paris vom damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem General Sebastiani, erhalten hatte und worin dieser ihn wiederholt warnte, sich in eine Hauptschlacht einzulassen, welche, so sie verloren ginge, den Untergang Polen's unmittelbar nach sich ziehen würde; er sollte vielmehr noch vierzehn Tage temporisiren, binnen welcher Zeit England und Frankreich sich officiell zu Gunsten Polens aussprechen würden.

Während aber der Oberfeldherr, anstatt Schlachten zu liefern, den Weg der Diplomatie einschlug, griff die Demoralisation in der polnischen Armee immer bedeutender um sich, und die Herzhaftesten begannen unter solcher Oberanführung an einem glücklichen Ausgange des Revolutionskrieges zu zweifeln.

Die meisten Warschauer Oppositionsblätter ergossen sich in schmähender Kritik über Skrzynecki's Unentschlossenheit, die mit der Kampfbegierde der Armee in so grellem Widerspruche stand; eine wahrhafte Wuth aber bemächtigte sich der patriotischen Clubs und Versammlungen. Hier ward der Oberfeldherr bereits laut

mit dem Namen eines Verräthers bezeichnet und die Stimmungen dieser Clubs wirkte höchst aufreizend auf das Volk.

So standen die Angelegenheiten Polens unmittelbar vor der blutigen Nacht des funfzehnten Augusts und wenige Wochen vor dem Falle Warschaus.

Fünftes Kapitel.

Dem Grafen Guido war es endlich gelungen, die nähere Bekanntschaft der schönen Stephanie zu machen. Diese junge Dame stammte aus Litthauen, woselbst sie bedeutende Ländereien besaß, und sie gehörte zu jenen patriotischen Polinnen, denen die Begeisterung für des Vaterländes Freiheit und Unabhängigkeit über Alles ging. Ihrem Freiheitssinne war jedes andere Gefühl untergeordnet. Kühn, unternehmend, scheute sie kein Opfer, keine Gefahr, so das Wohl Polens in Frage stand.

Guido schmachtete gänzlich in ihren Fesseln, da sie ihn durch Schönheit, wie durch politische Gesinnung in gleichem Grade gefangen hielt. Es verging kein Tag, wo er sie nicht besucht hätte und von dem Zauber ihres Wesens immer stärker zu ihr hingezogen ward.

Wenige Tage nach dem festlichen Einzuge Dembinski's hatte Stephanie dem Grafen durch ein Billet zu wissen gethan, daß sie ihn schleunigst zu sprechen wünsche. Wie ungewohnt die Stunde war, welche sie festgesetzt hatte, um so größer war die Eile Guido's, dem Wunsche seiner Herzenskönigin nachzukommen; aber wie groß war sein Erstaunen, als ihm in dem gewohn=

ten Empfangszimmer der Gräfin ein junger schöner Pole mit schwarzen, reich herabrollenden Locken entgegen trat; in welcher Verkleidung der Erstaunte sogleich Stephanien wieder erkannte.

„Haben Sie Muth?" frug diese, dem jungen Deutschen rasch entgegen tretend, und ihr dunkles Auge leuchtete voll ungewohnten Feuers.

„Eine solche Frage," antwortete Guido, die Hand der Gräfin an seine Lippen drückend, „darf nur Stephanie ungestraft an mich thun. Gebieten Sie über mein Leben, über meine dies- und jenseitige Glückseligkeit. Doch wozu diese Verkleidung, mein süßes Leben?"

Stephanie ging einigemal mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab. Dann blieb sie vor Guido stehen.

„Ich reise diese Nacht ab nach Litthauen," sprach das muthige Mädchen; „Sie werden mich begleiten."

„Um Gottes Willen, Stephanie," rief erschrocken der junge Mann, „bedenken Sie, daß die ganze Grenze von russischen Armeen besetzt ist."

„Ich frage, ob Sie mich begleiten wollen?" sprach die Gräfin in ruhigem Tone.

„Bis an's Ende der Welt," erwiderte Guido; „aber ich darf nicht zugeben, daß Sie sich offenbar in's Verderben stürzen."

„Das ist meine Sache," lächelte Stephanie.

Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Glauben Sie wirklich, eine Polin könne nicht ungefährdet ihr Vaterland durchwandern, und wenn es von allen Horden Asiens bedeckt wäre? Wohnen nicht immer Polen darin?"

„Es ist aber geradezu unmöglich," gegenredete Guido, „im gegenwärtigen Augenblicke Litthauen zu

erreichen. Die feindlichen Armeen halten alle Straßen und Stege besetzt."

„Es giebt Wälder, mein Freund," versetzte Stephanie, „Punkt eilf Uhr diese Nacht halten Sie sich reisefertig."

„Ich werde mich einfinden," sprach Guido; „doch dann erlauben Sie mir, Stephanie, daß ich mich beurlaube, um die nöthigen Anstalten zu treffen."

„Gehen Sie mit Gott," erwiderte die Gräfin; „doch vor Allem darf kein Sterblicher von unserer Abreise erfahren."

„Stephaniens Wunsch," meinte Guido, „ist mir heiliger Befehl."

Er wollte sich entfernen; doch trat er nochmals auf das schöne Mädchen zu und, ihre kleine weiße Hand erfassend, frug er:

„Darf ich wagen, nach dem Grunde dieses plötzlichen und so unerwarteten Entschlusses zu fragen?"

„Den wird die Zukunft lehren," entschied die Gräfin und gab mit der Hand das Zeichen der Entlassung. Guido entfernte sich. Stephanie schaute ihm sinnend nach.

„Er verdiente, ein Pole zu sein," sprach sie; „wenn in meinem Herzen eine andere Liebe wohnte, als die zum Vaterlande, wollt' ich ihn königlich belohnen."

Sie trat nach diesen Worten an ein Marmortischchen, auf welchem eine Charte von Polen ausgebreitet lag; dann zog sie ein Papier aus dem Busen.

„Hier steht Kreuz," sprach sie, mit einer goldenen Nadel auf die Charte zeigend, „und hier Pahlen; darum wird das Beste sein, ich nehme den Weg über Lomza. In weniger denn drei Tagen können wir in Grodno sein; dann hab' ich noch fünf Meilen bis Warsow."

„Wohlan, es sei gewagt,“ fuhr sie nach einer Pause fort; „ich werde mich selbst überzeugen, ob es nicht möglich ist, die verglimmenden Funken zu hellen Flammen anzufachen. Sind wir Litthauer nicht so gut Polen wie die Bewohner des Königreichs?“

Es war eine stürmische Nacht, unheimlich schwirrten die Wetterfähnlein auf den hohen Giebeln und Dächern; kein Stern war an dem mit Wolken bedeckten Nachthimmel zu entdecken, als Guido in der bezeichneten Stunde an dem Portale der Gräfin Stephanie die Klingel zog.

Iwan, der alte geprüfte Diener öffnete.

„Die gnädige Gräfin hat Sie schon seit einer halben Stunde erwartet,“ flüsterte er; „um aller Heiligen willen, gnädiger Graf, reden Sie meiner Gebieterin diese tollkühne Idee aus. Ich habe das Meinige gethan, aber kein Gehör gefunden. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir alle Drei mit dem Leben nicht davon kommen; um mich ist es mir nicht, aber Sie und die Gräfin dauern mich.“

„Was will denn Stephanie eigentlich in Litthauen?“ frug Guido.

„Sich an die Spitze ihrer Bauern stellen,“ war die Antwort; „aber das ist vergebens; ich kenne diese Hottentotten; denen ist's einerlei, ob sie zu Rußland oder Polen gehören; und wenn sie Lust zum Aufstande gehabt hätten, konnten sie sich ja unserer Armee anschließen, welche ihre Gegend durchstreifte.“

Als Guido in das Zimmer der Gräfin trat, kam ihm diese völlig reisefertig entgegen.

„Sie haben lange auf sich warten lassen, mein Freund,“ sprach sie nicht ohne Vorwurf. Guido entschuldigte sich, daß ihm eher zu kommen nicht möglich gewesen.

„Keine Nachricht von der Armee?"

Der Gefragte zuckte die Achsel.

„Nicht die erfreulichsten," sprach er; „Skrzynecki kann sich noch immer nicht zu einer Schlacht entschließen; die Russen kommen immer näher; stehen kaum vier Stunden von den Thoren. Man spricht von der Absetzung des Generalissimus und von der Erwählung Dembinski's. Die allgemeine Stimmung ist aufs Höchste ob des unverantwortlichen Zögerns Skrzynecki's entrüstet. Die patriotischen Vereine lassen alle Minen springen, den General vom Ruder zu entfernen."

„Darum ist es gut, daß wir aufbrechen," erwiderte die Gräfin; „ich bin gleichfalls überzeugt, daß sich dieser neue Fabius Cunctator nicht lange halten wird und daß mein Freund Dembinski das Commando erhält. Dieser aber führt unverweilt die Armee nach Litthauen und die russische Armee ist abgeschnitten und verloren. Wohlan, wir wollen dafür sorgen, daß die Polen des Königreichs bei ihren Litthau'schen Brüdern eine gute Aufnahme finden."

Guido versuchte jetzt, die Gräfin auf das Gewagte ihres Unternehmens nochmals aufmerksam zu machen. „Sie werden überzeugt sein, angebetete Stephanie," sprach er, „daß es nicht Besorgniß um meine Person ist, wenn ich Sie von dieser Reise abmahne; ich habe in diesem Kriege zu wiederholten Malen bewiesen, daß ich gern und freudig mein Leben für Polen zum Opfer zu bringen bereit bin; aber Sie sollen sich nicht muthwillig ins Verderben stürzen, ohne daß daraus für das Vaterland der geringste Nutzen entspringt."

„Was liegt an dem Leben eines Mädchens?" frug Stephanie, „und kommen wir um, sind wir im schönsten Berufe gestorben."

„Man soll aber nicht zu leichtsinnig mit dem Leben spielen,“ bemerkte Guido.

„Ist nicht der ganze Aufstand ein großes Hazardspiel?“ frug die kühne Polin; „hier gilt ein keckes Wagen; durch langes Ueberlegen ist nichts gethan. Hätten die jugendlichen Helden am Abende des neunundzwanzigsten Novembers, bei Erstürmung des Belvedere, nicht kühn und verwegen Zehn gegen Hundert wagen wollen, würde Polen heut' nicht frei sein.“

„Aber die Expeditionen Dembinski's und Clapowski,“ gab Guido von Neuem zu bedenken, „haben zur Genüge bewiesen, wie schwer es hält, einen allgemeinen Aufstand in diesen ehemaligen Provinzen zu bewerkstelligen, und daß sich das Schicksal Polens in den Ebenen von Warschau entscheiden muß.“

„Weil beide Generale,“ fiel Stephanie eifrig in die Rede, „mein Vaterland nicht kennen und trotz der weisen Instructionen Czartoriski's Fehler auf Fehler begingen. Eben das ist der Grund, daß ich mich in Person von den dortigen Angelegenheiten überzeuge. Mich kennen meine Landsleute und ich kenne sie.“

Der hohe Patriotismus und der kühne Unternehmungsgeist, der aus allen Worten der feurigen Polin sprach, bezauberte den jungen Grafen in dem Maße, daß er bald alle Bedenklichkeiten vergaß.

„Ich folge Ihnen, Stephanie,“ rief er, „und sei es zur Hölle, die Sie selbst zum Paradiese machen würden.“

Das schöne Mädchen eilte bei diesen Worten auf Guido zu und ihn mit beiden Armen umschlingend, rief sie:

„Nicht mir, sondern meinem armen Vaterlande zu Liebe folge mir.“

„Mein theures Leben," rief Guido, die süße Last sanft an seine Brust drückend.

„Sei mein Bruder," fuhr Stephanie in weichem Schmeicheltone fort, „ich will Deine folgsame Schwester sein."

Guido hauchte im Uebermaße des Entzückens einen leisen Kuß auf die reizende Stirn, welche, von dunkeln seidenen Locken umwallt, an seinem Herzen ruhte.

„Nun mag der Tod kommen," sprach er, „ich habe der Erde höchste Seligkeit genossen."

Der treue Iwan klopfte an die Thür; das Pärchen fuhr auseinander und der alte Diener meldete, daß Alles zur Abfahrt bereit sei.

„Nun, mit Gott," rief Stephanie, „komm, mein Guido."

Der junge Deutsche geleitete die schöne Polin die Stiege hinab; schaurig wehte dem Paare die mit Regen vermischte Nachtluft entgegen; die beiden muthigen Rappen stampften ungeduldig den gepflasterten Boden, daß hier und da die Funken hervor sprangen. Iwan nahm auf dem Kutschersitze Platz; Guido hob Stephanie in den Wagen und setzte sich an ihre Seite. Das Hofthor knarrte, und fort brauste das Fuhrwerk durch die todtstillen Straßen von Polens Hauptstadt.

Nach ungefähr einer halben Stunde erreichte man die Brücke von Praga. Geheimnißvoll rauschten in der Tiefe die Wellen der Weichsel; nur hier und da erleuchtete eine einsame Laterne die nächtliche Fahrt. Bald hatte man die furchtbar befestigte Vorstadt im Rücken und schlug die Straße nach Sierock ein.

Immer undurchdringlicher ward die Finsterniß; der Regen rauschte kalt durch die Nacht; die von den häufigen Märschen der Armee sehr verdorbenen Wege wurden immer schwieriger. Zu wiederholten Malen drohte

das leichte Fuhrwerk umzuwerfen und nur der Geschicklichkeit des erfahrenen Iwan's hatte man es zu danken, daß man ohne Unfall, nach einer höchst mühseligen Fahrt, mit grauendem Morgen die am Buchflusse gelegene Stadt Sierock erreichte.

In dem Gasthofe, wo die Reisenden anhielten, erhielten sie die erfreuliche Botschaft, daß die Gegend rings umher von den Russen verlassen und im Besitze der Polen sei; von Pultusk her aber wären beträchtliche feindliche Corps unterwegs.

Sogleich entschloß sich auf diese Nachricht Stephanie, den Weg über Ostrow nach Lomza einzuschlagen. Es war unterdeß Tag geworden. Die Bevölkerung von Sierock war enthusiastisch für des Vaterlandes Befreiung eingenommen; auch hier tadelte man das Benehmen des Oberfeldherrn mit den härtesten Ausdrücken. Der in der Stadt commandirende polnische Oberstlieutenant, welchen Guido von Warschau her kannte, stattete den Reisenden einen Besuch im Gasthause ab. Er erkundigte sich auf das Angelegentlichste nach dem Stande der Dinge in Warschau und im Hauptquartiere, und bedauerte, nicht in den Reihen der Armee zu stehen, welche Warschau deckte und von welcher man täglich eine entscheidende Schlacht erwartete. Sierowski, dies war sein Name, hatte den Zug gegen die Garden und die Schlacht von Ostrolenka mitgemacht. Er war voller Begeisterung für die persönliche Bravour des Obergenerals, welche dieser in der verhängnißvollen Schlacht an den Tag gelegt hatte; aber mit dessen späterm Benehmen konnte er sich gleichfalls nicht befreunden. Hauptsächlich galt es ihm für einen außerordentlichen Fehler, daß man die russische Armee ohne Schwertstreich die Weichsel habe überschreiten lassen.

„Uebrigens,“ fügte er tröstend hinzu, „hege ich nicht

die geringste Besorgniß, daß die gerechte Sache den Sieg davontragen wird. Concentrirt sich unsere Armee in den Verschanzungen Warschaus auf dem linken Weichselufer, so kann Paskewitsch eine dreifach stärkere Armee, als er dermalen befehligt, herbeiführen, und die Hauptstadt hat darum nichts zu fürchten."

Guido und Stephanie stimmten ihm hierin vollkommen bei.

„Es ist dies," meinte Guido, „auch die Ansicht aller Kriegsverständigen." Zugleich erzählte er, daß sich in jüngster Zeit der General Krukowiecki sichtlich bemühe, Einfluß zu gewinnen.

„Wenn es diesem patriotischen General," sprach er, „gelingen sollte, bedeutende Gewalt zu bekommen, so halte ich die polnische Sache so gut wie für gewonnen; denn dann befindet sie sich in den Händen eines eben so kräftigen, erfahrenen als patriotischen Mannes."

Bei dem Namen Krukowiecki schüttelte aber Sierowski nachdenklich das Haupt.

„Zu diesem Manne," sprach er, „hab' ich nie rechtes Vertrauen fassen können; er scheint mir ein Charakter, der fähig ist, seinem Eigennutze und Ehrgeize das eigene Vaterland zum Opfer zu bringen."

Guido widerstritt aus allen Kräften; auch Stephanie wollte dem Argwohn des Officiers durchaus keinen Glauben beimessen.

„Gott gebe," erwiderte Sierowski, „daß ich mich getäuscht habe; aber ein gewisses Mißtrauen kann ich beim besten Willen nicht unterdrücken."

„Sie sollten nur eine seiner begeisterten Reden mit anhören," meinte Guido, „um sich zu überzeugen, daß in diesem Manne kein Tropfen Blutes fließt, den er nicht für sein Vaterland zu vergießen freudig bereit wäre. Noch dieser Tage schwor er bei seinem weißen

Haare hoch und feierlich, daß er den abermaligen Untergang Polens nicht überleben werde."

„Meine Landsleute wie die Ihrigen," versetzte Sierowski, „sind nur zu leicht geneigt, das zu glauben, was ihr eigener Edelmuth verlangt."

„Nichts da," entschied Guido voll Eifer, „es wird Ihnen nicht gelingen, uns an dem Krukowiecki irre zu machen. Das ist der patriotischste und treueste Pole, den es geben kann."

Als Sierowski erfuhr, daß Guido und die Gräfin, die er in ihrer Verkleidung noch immer für einen jungen schönen Polen hielt, den Weg über Ostrow nach Lomza einschlagen wollten, so erbot er sich, ihnen zwei Lanziers zur Bedeckung mit zu geben, nicht sowohl wegen der Russen als wegen der Wölfe, die in den zahlreichen Wäldern die Reise nicht ganz gefahrlos machten.

„Wir sind mit Pistolen hinlänglich versehen," entgegnete Guido, „daß wir einer Eskorte wohl entbehren können; auch wollen wir so unbemerkt als möglich Litthauen zu erreichen suchen."

„Besser ist bewahrt als beklagt," sprach der edle Sierowski, „nehmen Sie wenigstens meinen braven Andreas mit, welcher, von Lomza gebürtig, in der Gegend, durch welche Sie kommen, sehr zu Hause ist; denn, abgesehen von den Wölfen, könnten Sie sich auch leicht verirren."

Iwan wollte das zwar nicht zugeben, da er diesen Landstrich wohl an die hundertmale zurückgelegt habe; auf das wiederholte Bitten Sierowski's ward aber Andreas als Begleiter angenommen.

Der alte polnische Lanzier war noch ein Kriegsheld aus den Zeiten Napoleon's, hatte in seiner Jugend unter Kosciusko gedient und war ein leidenschaftlicher Verehrer dieses edeln Polen wie des großen Kaisers.

Als er sich bei Guido einstellte und in diesem alsbald den Deutschen erkannte, gestand er offenherzig, daß er diese Nation eigentlich nicht leiden könne; denn Deutsche wären es gewesen, welche Polen getheilt hätten, und durch die Treulosigkeit der Deutschen habe der große empereur hauptsächlich seinen Untergang gefunden. Hätten die Deutschen den kleinen Corporal nicht im Stiche gelassen, wäre es längst um das barbarische Russenreich und um die englischen Krämer geschehen.

„Das waren andere Zeiten," rief er einmal über das andere aus, „als noch der Poniatowski neben dem großen empereur ritt und der Vicekönig und der Davoust, der Ney, der Neapelkönig. Hab' mich mit den Meisten scharmant unterhalten, da galt der brave Soldat Etwas. Vive l'empereur!"

„Hat an euch Polen auch nicht zum Besten gehandelt," meinte Guido; „hätte dankbarer sein sollen für das viele Blut, das ihr für ihn in zahllosen Schlachten vergossen habt."

„Weiß das Häschen!" schalt der alte Kriegsheld, der Jedermann Du nannte, „sprich Uebles von Jedermann, nur nicht vom kleinen Corporal. Wollte immer das Beste, aber kam nicht durch, trotz seiner alten Garde mit den hohen Bärmützen."

„Warum stellte er aber Polen nicht wieder her in seinem ganzen Umfange?" gegenredete Guido, „es bedurfte eines Wortes von ihm und alle zwanzig Millionen Polen waren wieder Eine Nation, und welche Vormauer gegen Rußland hatte er dann! Nein, Freund, daß er dieses alte Unrecht gut zu machen vergessen, gereicht weder seiner Politik, noch seiner Gerechtigkeit zur Ehre."

„Weiß das Häschen," zankte Andreas von Neuem, „wie sprichst Du? saß da nicht der Schwiegervater und

der Preußenkönig; hatte die schon beschnitten genug, konnte ihnen nicht auch noch Galicien und Posen absäbeln. Kam Zeit, kam Rath."

„Waret Ihr auch mit in Egypten, guter Freund?" frug Stephanie.

„Weiß das Häschen, wo sollt' ich nicht gewesen sein," antwortete Andreas; „in Egypten, Spanien, Lisboa, Deutschland, Moskau, wo nur der kleine Corporal seinen Schimmel hingelenkt, war ich dabei; bin Europa durchritten von einem Ende zum andern. In Egypten, weiß das Häschen, eine Hitze zum Ersticken, nichts als Sand und Pyramiden, Crocodile und Mamelucken. Moskwa, auch ein hübsch Feuerchen; es kostete mich den halben Backenbart, der lichterloh brannte; brachten den kleinen Corporal mit genauer Noth aus dem Kremlin; der kleine Corporal war nicht der Mann, der eine Position sogleich fahren ließ. Verfluchte Idee, ächt russische Idee, das Nest anzubrennen. Eh' mein Bart wieder wuchs, war wieder eine Kälte, daß Wolf und Bär verrückt wurden, wie viel eher das nackte Menschenkind. Aber der kleine Corporal verlor den Muth nicht. Als Alles krumm ging, zog er selbst den Pallasch und führte die Garde gegen den Kutusow. Weiß das Häschen, das knallte durch die erfrornen Wälder; der Vicekönig that auch das Seinige, dann kam der Ney mit seinen fünf Tausend. Kutusow dacht' ihn zu fangen wie ein Volk Staare, prosit, da müßte der Ney nicht Marschall gewesen sein und der Bravste der Braven, kam schön an der Russe. Desperate Zeiten. Konnte Alles gut werden, hätte sich der kleine Corporal nicht gedrückt auf französische Manier, ohne Abschied zu nehmen. Mit Einem Male, fort war er über alle Berge. Nun sollten wir dem Napelkönig pariren; weiß das Häschen, da gings erst drunter und drüber; war kein Hörens

mehr; kein Unterschied zwischen Marschall und Gemeinen. Ich kam mit erfrornen Ohren davon; aber die Besten liegen auf der Wilnaer Straße. Herrliche Jungens. Möcht' heut noch weinen. Wenn wir die hätten, dann Adjes Russia."

„Wo sahet Ihr denn den kleinen Corporal zum letzten Mal?" frug Guido.

„Weiß das Häschen, wo anders als in dem vertrackten Fontainebleau, wo er Abschied nahm, daß wir schluchzten wie die alten Weiber; die Garde und ich durften nicht mit nach Elba; glaubte es nicht überleben zu können, ließ mir es aber nicht nehmen und bat um eine Audienz beim kleinen Corporal; der Bock stieß mich, als ich vor ihm stand, konnte kein Wort hervorbringen. Er war himmelfreundlich, klopfte mir auf die Achsel und sprach: Die Insel Elba ist ein kleiner Fetzen, hast keinen Platz da, Andreas; werde Dich und Deine braven Landsleute ein ander Mal nöthig haben. Und wenn ich rufe, dann kommt. Es wird keiner fehlen, Ew. Majestät, rief ich und ward wieder etwas ruhig, da mich der kleine Corporal auf eine spätere Zeit aufbewahrte."

„Weiß das Häschen," fuhr er nach einer Pause fort, indem er sich unbemerkt eine Thräne aus den Augen trocknete, „es hat nicht sein sollen. Das verdammte Waterloo und die schändlichen Rothröcke gaben ihm den Knax. Ha, diese großbritannischen Engländer, wenn ich denen nur noch einmal an den Wanst könnte, sie sollten an mich und den Kaiser Napoleon gedenken. Aber der liebe Gott ist ein durchaus rechtschaffner Mann, der wird ihnen zu seiner Zeit das Brod backen; seine Langmuth ist groß, aber er wird sie kriegen, so gewiß er Himmel und Erde geschaffen hat. Der kleine Corporal ist jetzt bei ihm und liegt ihm gewiß tagtäglich

in den Ohren, daß er mit diesen Epiciers einmal reine Wirthschaft macht."

In diesem Tone erzählte der alte Andreas, welcher auf seinem muntern Polaken neben dem Wagen hertrabte, geraume Zeit, Iwan, welcher einen begeisterten Zuhörer abgegeben hatte, stimmte ihm in allen Dingen vollkommen bei.

Das Wetter blieb fortwährend unfreundlich. Sturm jagte ununterbrochen die schwarzen Regenwolken über den Himmel. Auf den morastigen Wegen war fast kein Fortkommen. Oede und trostlos dehnte sich die weite, menschenleere Ebene vor den Reisenden. In weiter Ferne ganz am Horizonte zog sich ein langer dunkler Streif dahin.

„Das ist der Wald von Ostrow," belehrte Andreas, „da müssen wir mitten hindurch, — eine schwierige Passage; sind denn die Pistolen geladen?"

„Ich glaube gar, der Intimus des kleinen Corporol fürchtet sich?" fragte Guido im scherzenden Tone.

„Weiß das Häschen," erwiderte Andreas ärgerlich, „wie sprichst Du wieder. Wenn uns so ein paar Buschklepper, — und solches Gesindel ist jetzt, seit wir den Constantin davon gejagt, wie die Pilze aus der Erde hervorgekommen, — in den Weg treten, da reichen die schönsten Redensarten und selbst der Pallasch nicht aus, da heißt es, entweder Du oder ich."

Er schaute in der Gegend umher.

„Ganz recht," fuhr er fort, „wir müssen bald an die Stelle kommen, wo vor ungefähr acht Tagen eine ganze Reisegesellschaft ermordet und der Wagen beraubt wurde. Dieses Raubgesindel führt den Krieg auf eigene Rechnung und besteht aus Polen und Russen."

„Stephanie fürchtet sich doch nicht?" frug Guido leise seine Begleiterin.

„Wie sollte ich mich fürchten,“ erwiderte lächelnd die Gefragte, „reisen wir nicht unter Escorte von Napoleon's großer Armee!“

Nach längerer Fahrt erreichte man eine Gegend, die, so weit der Blick reichte, fast aus nichts als Moor bestand; nur hier und da zeigte sich eine kleine Stelle, die mit dürftigem Kieferngehölz bewachsen war. Oft versank der Wagen fast eine Elle tief in den Morast und das Pferd des Andreas watete bis an den Leib im Sumpfe.

„Das muß man gestehen,“ sprach Guido, der über dieses langsame Fortbewegen des Fuhrwerks, obschon er an der Seite der reizenden Stephanie saß, nicht eben erfreut war, „ihr Polen müßt reich an Liebe sein, daß ihr für ein so trauriges Vaterland Gut und Leben zum Opfer bringt.“

„Das Vaterland,“ erwiderte die Gräfin, „und mag es noch so stiefmütterlich von der Natur bedacht sein, bleibt immerhin ein theures Geschenk des Himmels. Gerade weil es seinen Kindern wenig zu bieten vermag, hängen diese mit um so größerer Liebe an der Mutter. Die Hütte der Armuth ist oft reicher an Liebe als der glanzvollste Palast. Uebrigens hat Polen auch seine schönen, ja seine reizenden Gegenden, wo über Blumen Schmetterlinge gaukeln und im dunkeln Laube Nachtigallen schlagen, so weich und liebeselig wie in südlichen Landen. Wenn Frieden ist, will ich Dich auf einen Sommer nach Pulawy führen und Du sollst in den stillen, himmlischen Mondschein-Nächten Dich unter dem Himmel Neapels träumen.“

Nach einer endlosen, höchst mühevollen Fahrt erreichte man ein kleines unansehnliches Dorf, das ungefähr drei Stunden von dem Walde von Ostrow gelegen war. Als der Wirth der Schenke, bei der man anhielt,

erfuhr, daß die Reisenden heut' noch — denn schon begann der Abend hereinzubrechen — den Wald passiren wollten, bot er seine ganze Beredtsamkeit auf, davon abzumahnen.

„Das Gehölz steckt voller russischer und polnischer Ausreißer," sprach er; „ohne hinreichende Militärbedeckung ist kein Durchkommen, zumal Sie den Wald erst bei völliger Dunkelheit erreichen."

Guido, dem nicht für sich, wohl aber für Stephanien bangte, machte dieser den Vorschlag, die Gefahr zu vermeiden und die bevorstehende Nacht hier zu bleiben, unter der Zeit einen Expressen nach Sierock zu schicken und sich von Sierowski einige Mann zur Bedeckung zu erbitten.

„Was die Sicherheit anbelangt," erwiderte das beherzte und entschlossene Mädchen, „so ist diese in dieser armseligen Schenke wohl eben nicht größer als in dem Walde von Ostrow. Zeit ist bei dem Zwecke meiner Reise nicht zu verlieren; eine zahlreiche Eskorte Bewaffneter würde zu viel Aufsehen erregen und könnte Alles verderben. Es ist nicht das erste Mal, daß ich durch polnische Wälder reise; die Gerüchte von dem Raubgesindel derselben sind gewöhnlich übertrieben. Es ist nicht meine Art, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Nichts kann mich von meinem Vorsatze abbringen, so bald als möglich Litthauen zu erreichen; darum wollen wir uns, so bald die Pferde abgefüttert sind, in Gottes Namen auf den Weg machen. Die Erfahrung wird lehren, wie thöricht unsere Besorgniß gewesen ist."

Andreas und Iwan schwuren hoch und theuer, daß sie ihren Mann stellen würden, sobald sich eine Gefahr zeigte; und so ergab sich endlich auch Guido, wiewohl nicht ohne große Besorgniß, in das Unvermeidliche.

Der Himmel hatte sich völlig umzogen und ein kalter Regen floß ununterbrochen hernieder.

Nach ungefähr zwei Stunden war man dem Walde ziemlich nahe. Kein Fuhrwerk, ja nicht einmal ein vereinsamter Wanderer begegnete den Reisenden.

Rings herrschte das tiefste Schweigen; man vernahm nichts als das Herabfallen der zahlreichen Regentropfen. Die Dunkelheit brach immer tiefer herein; die Wege wurden unergründlicher. Je weiter man in den Wald eindrang, desto mehr bereute es Guido, sich Stephanien nicht kräftiger widersetzt und von der nächtlichen Fahrt abgerathen zu haben. Obschon er alle Schießgewehre scharf geladen hatte, so sah er gleichwohl ein, daß man in dieser unwirthbaren menschenverlassenen Oede den Kürzern ziehen müsse, sobald der Wagen nur von einer Handvoll entschlossenen Räubern angefallen würde. Er erkundigte sich bei Iwan nach der Länge des Waldes.

„Wenn wir bei diesem heillosen Wege nicht schneller vorwärts kommen," war die Antwort, „können wir leicht an die fünf Stunden brauchen, das Ende zu erreichen. Dann sind wir auch bald in Ostrow."

Guido schauderte bei dem Gedanken, daß bei einem räuberischen Anfall Stephanie verwundet, ja getödtet werden könne. Noch saß das Mädchen, frisch wie eine Rosenknospe, mit ihrem reizenden Lockenkopfe neben ihm im Wagen. Er schwur sich's hoch und theuer, das angebetete Wesen nicht zu überleben. Ohne sie schien ihm die Erde wüst und todt und mit ihr die Seligkeit seliger.

Während der Jüngling noch diesen Gedanken nachhing, und das Fuhrwerk sich nur Schritt vor Schritt vorwärts bewegte, hielt plötzlich Andreas, welcher einige Schritte voraus ritt, sein Pferd an.

„Was giebt es?" frug Guido, der jeden Augenblick fürchtete, daß aus dem nahen wildverwachsenen Gebüsch Raubgesindel hervorstürzen und den Wagen anfallen würde.

Andreas, der unterdeß wieder fortgeritten war, gab keine Antwort.

„Iwan," sprach Guido, „frage doch den Andreas, ob er etwa etwas Verdächtiges vernommen hat."

Iwan erfüllte den Wunsch.

„Es war nichts," brummte der Vorreiter, und die Caravane setzte sich wieder in Bewegung.

Es war unterdeß vollkommen Nacht geworden; bald konnte man die Hand vor sich nicht mehr erkennen. Guido, welchem es unmöglich schien, in solcher Finsterniß den Weg nicht zu verfehlen, that den Vorschlag, eine Laterne anzuzünden, mit welcher Andreas voran leuchten sollte.

„Nein, Herr Graf," gab Iwan zur Antwort, „da würden wir im vollsten Sinne des Worts uns selbst im Lichte stehen. Wenn wir so im Dunkeln ruhig weiter kriechen wie die Schnecken, haben wir am wenigsten zu befürchten; ein Lichtlein könnte leicht ungebetene Gäste herbeilocken."

„Aber wie wollen wir den Weg finden?" meinte Guido.

„Das ist die Sorge unserer Rosse," erwiderte Iwan, „welche eine treffliche Fährte und diese Tour wohl mehr als einmal zurückgelegt haben."

„Gerade wie Anno 7," brummte Andreas, „mußte Courier reiten für den Poniatowski, konnte auch die Hand nicht vor den Augen sehen, aber mich auf meinen Braunen verlassen; 's war just der nämliche Weg. In der Finsterniß sind die Pferde zehnmal gescheuter als der Mensch, man muß ihnen nur den Willen lassen."

Stephanie hatte sich in die Ecke des Wagens gedrückt und sprach wenig; ihr reger Geist war bereits in Litthauen. Guido erkundigte sich, ob sie schlafe oder wache.

„Auf einer Fahrt," gab sie zur Antwort, „wo man jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt ist, umgeworfen oder von Räubern ermordet zu werden, schläft man nicht, mein Freund. Wie viel Uhr haben wir?"

Guido ließ seine Uhr repetiren und zählte zehn Schläge.

„Da müssen wir uns bald in der Mitte des Waldes befinden," berechnete die Polin; „ich glaube fast auch, daß uns die Finsterniß und das Unwetter zu Statten kommt; auf einen Raubversuch war ich allerdings gefaßt."

„Du bist eine zweite Gräfin Plater," lobte Guido; „wo bekommt ihr polnischen Damen nur den heroischen Muth her?"

„Unstreitig," meinte Stephanie, „weil wir von Jugend auf häufiger Gefahren ausgesetzt sind, als die Frauen des civilisirten Deutschlands und Frankreichs. Ich selbst bin in meinem Leben nicht weniger denn fünfmal auf Reisen durch die Wälder räuberisch überfallen worden, aber stets siegreich und unverwundet davon gekommen. Wenn die Reisenden einigermaßen standhafte Gegenwehr leisten, ziehen die Raubgesellen, selbst wenn ihre Anzahl überlegen wäre, in der Regel den Kürzern. Die erste Pflicht ist freilich, daß man den Kopf nicht verliert."

Das Fuhrwerk bewegte sich immer weiter. Der Sturm hatte sich wieder erhoben und peitschte die nassen Kronen der Fichten unheimlich gegen einander. Die Finsterniß blieb nach wie vor undurchdringlich und dem Guido blieb es schlechterdings ein Räthsel, wie die Reisenden auf dem Wege bleiben konnten.

„Ein einzelner Wagen," erwiderte Stephanie, gegen welche Guido seine Verwunderung aussprach, „ist noch gar Nichts. Du mußt den Dembinski erzählen hören, wie er mit seinem ganzen Corps, mit Artillerie und Gepäck in solchen Nächten durch die Wälder marschirt ist und was die Hauptsache, wo er im Rücken und zu beiden Seiten von zahllosen Feinden umringt war. Da gilt's im Dunkel zu sehen und sich zurecht zu finden."

„Ich gestehe," sprach Guido, „daß ich an dem hochberühmten Zuge hätte Theil nehmen mögen."

„Es wäre zu wünschen gewesen," bemerkte Stephanie neckend, „dann würde man mir in jener Schenkstätte nicht den weisen Rath gegeben haben, daselbst zu übernachten und morgen in schönster Sonnenbeleuchtung mit einem Theile der polnischen Armee den Wald von Ostrow zu passiren."

„Fürwahr," setzte sie scherzend hinzu, „es müßte in jener geschmackvollen Osteria ein vortreffliches Nachtquartier gegeben haben."

„Nur Dir zu Liebe, meine Stephanie," entschuldigte sich Guido, „ertheilte ich jenen Rath; es sollte mich wahrhaft schmerzen, so Du nur im Geringsten daran zweifeln könntest."

Die Gräfin suchte im Dunkeln nach Guido's Hand und drückte diese statt aller Antwort.

Ueberselig preßte der Jüngling die zarten Goldfinger der Geliebten an seine Lippen; doch schnell zog Stephanie ihre Hand wieder zurück und verbarg sie unter dem Mantel. Vergebens suchte Guido sich derselben wieder zu bemächtigen, als ein ziemlich ernstes: „Nicht unartig!" ihn zurückwieß.

Obschon der junge Graf zu andern Zeiten sich durch zu große Sprödigkeit der Damen nicht gleich zurück-

schrecken ließ, hegte er doch gegen Stephanien eine solche Ehrfurcht, die für ihr Vaterland begeisterte Jungfrau erschien ihm so heilig, daß er sich voller Resignation still in die andere Wagenecke drückte.

Er hing hier den schönsten Träumen nach und nahm sich fest vor, kein Opfer zu scheuen, Alles aufzubieten, um die Liebe des himmlischen Wesens zu erringen. Er hoffte, daß wenn nur Polen einmal frei und unabhängig wäre, Stephanie auch andern Gefühlen als der Liebe zum Vaterlande zugänglich werden würde. Er baute sich die reizendsten Luftschlösser, welche Wonne es sein müsse, an der Hand eines solchen Engels durchs Leben zu wandeln. Was Andern vielleicht als ein Mangel an Weiblichkeit erschienen wäre, nämlich Stephaniens Herzhaftigkeit, Unternehmungsgeist und hoher Patriotismus, trug bei Guido nur dazu bei, sie ihm in einem noch höhern Lichte erblicken zu lassen.

Er ließ die schönsten Bilder der Zukunft an seinem Innern vorübergleiten, als das Roß des Andreas plötzlich Halt machte und gleich darauf auch der Wagen stehen blieb. Guido hörte jetzt, wie Andreas abstieg und halblaut zu fluchen begann. Auf sein Befragen antwortete Iwan, es liege wahrscheinlich ein Hinderniß im Wege, wovor sich die Pferde scheuten.

Wirklich vernahm man jetzt auch ein Geräusch, als wenn Etwas aus dem Wege geräumt würde und gleich darauf erfolgte ein dumpfer Fall, wie das zu Bodenwerfen eines mäßigen Sacks Getreide. Dasselbe Geräusch wiederholte sich einige Mal.

„Sage mir nur, Iwan," frug Guido, „womit sich der Andreas da vorn herumplackt?"

„Ich dachte gleich, daß es so Etwas wäre," antwortete Iwan.

Von Neuem tönte ein dumpfer Fall; Guido ward ungeduldig.

„Zum Satan, Iwan,“ rief er, „wirst Du sagen, was da vorgeht?“

Wieder fühlte sich der junge Mann von Stephaniens weicher Hand ergriffen.

„Sei ruhig, mein Freund,“ sprach sie mit vieler Ruhe, „es ist Nichts, höchstens ein paar todte Wölfe.“

„Todte Wölfe?“ frug Guido.

„Freilich,“ gestand jetzt auch Iwan, „es muß hart hergegangen sein; es sind respectable Kerle.“

„Wo kommen aber die todten Wölfe hieher?“ fuhr Guido verwundert fort.

„Nichts Seltenes,“ erwiderte die Gräfin; „Reisende sind von ihnen angefallen worden, haben sich tapfer gewehrt; da bleiben in der Regel ein paar Bestien auf dem Platze.“

„Die Schlingels sind noch warm,“ rief Andreas, „es kann nicht lange her sein, daß man sie kalt gemacht hat.“

„Blieben denn die Pferde von selbst stehen?“ frug Guido.

„So lange Wölfe im Wege liegen,“ belehrte Iwan, „bringt sie der Teufel nicht vom Flecke, drum müßte Andreas die Cadaver auf die Seite werfen.“

Der Vorreiter, nachdem er die Straße von den Wölfen gereinigt, sprach zu Iwan:

„Laß die Braunen ein wenig rüstiger auftreten, die Vettern und Cousins können nicht mehr weit sein; wir könnten leicht auch einen Besuch erhalten.“

Kaum hatte Andreas diese Worte gesprochen, als in nicht zu großer Ferne sich unheimliches Geheul vernehmen ließ.

„Was hab' ich gesagt,“ sprach der Lanzier, „schon'

'mal die Peitsche nicht, Iwan; ein paar Peitschenhiebe sind immer besser als Wolfsbisse."

Iwan befolgte diesen Rath, schlug wacker auf seine Rosse, daß das Fuhrwerk trotz des bösen Weges ziemlich rasch vorwärts rollte.

„Recht so, Iwan," lobte Andreas, „ich lasse es an den Sporen auch nicht fehlen; der Teufels-Wald muß bald ein Ende haben."

„Ist immer noch lang genug," brummte der Schwager, „um einen anständigen Besuch zu erhalten; die Graupelze haben feine Nasen und nie den Schnupfen."

„Wo hast Du mein Doppelterzerol, Guido?" frug Stephanie.

„Es steckt in der rechten Wagentasche," antwortete der Jüngling; „sei unbesorgt, wir erreichen Ostrow, ohne von den Wölfen behelligt zu werden. Das Geheul war weit entfernt."

„Man sieht," sprach die Gräfin, „daß Du noch nicht in polnischen Wäldern gereist bist."

Damit langte sie das Doppelterzerol hervor und untersuchte in der Finsterniß, ob es im schußfertigen Stande.

„Bewaffne Dich, mein Freund," fuhr sie zu Guido gewendet fort, „wir bekommen Besuch."

„Du bist zu besorgt, mein Leben," entgegnete der Jüngling, „doch will ich Deinen Willen thun."

Er zog bei diesen Worten ebenfalls Pistolen hervor. „Aber wo ich hinschießen soll in dieser Finsterniß," sprach er, „falls uns die Bestien anfallen, weiß ich in der That nicht."

„Feuere nicht eher, bis ich geschossen habe," gebot Stephanie.

„Ich hoffe, es wird wohl nicht zum Feuern kommen."

„Alle Wetter," brummte Andreas, „die Sippschaft hat uns weg. Aufgehauen Iwan!" Dieser schlug verzweifelt auf die Pferde; der Wagen flog, wie ein Fangball hin- und hergeschleudert, durch die Nacht.

Wieder ertönte Geheul; aber noch entfernter als das erste Mal.

„Was hab' ich gesagt?" sprach Guido freier aufathmend, „die Canaillen haben die Spur verloren."

„Schön die Spur verloren," antwortete Andreas, seine Pistolen aus der Halfter reißend, „sie sind keine zweihundert Schritte mehr."

„Andreas ist ein Narr," sprach Guido.

„Im Allgemeinen, ja," gestand Iwan; „aber im Speciellen und namentlich in Wolfsangelegenheiten nicht. Wollen Sie gefälligst den Kopf ein wenig aus dem Wagen stecken, da können Sie die Rudel traben hören; sie sind uns hart auf den Fersen."

Guido, noch immer ungläubig, steckte den Kopf aus der Kutsche; aber Entsetzen erfaßte den sonst so muthigen Mann, und mit den Worten: „Wir sind verloren!" umklammerte er krampfhaft die Pistolen. Das unheimliche Traben einer großen Heerde Wölfe kam trotz dem raschen Dahinrollen des Fuhrwerks immer näher.

„Muth, Muth, mein Freund," sprach Stephanie mit großer Ruhe, „nicht den Kopf verloren."

„Wenn aber die Ungeheuer uns überfallen? Man kann Sie ja nicht einmal sehen," entgegnete Guido in halber Verzweiflung; „und bei dieser ungeheuern Menge darf man nicht einmal daran denken, sich durchzuschlagen. O Stephanie, daß Du meinen Rath nicht befolgtest."

„Nimm zwei Doppelpistolen," gebot die Gräfin statt aller Antwort; „feuere aber nicht eher, bevor ich Dir zurufe."

Die Wolfsheerde trabte kaum zwanzig Schritte weit

neben dem Wagen her; in der Stille der Nacht tönte es wie eine Schwadron Cavallerie; doch hatte sich noch keiner der Wölfe auf die Pferde geworfen.

„Die Rotte will uns überflügeln," sprach Iwan, „und den Weg versperren, das ist ihre Art."

Fortwährend schlug er auf die Pferde, sie zum schnellsten Laufe zu beflügeln. Andreas hieb die Lenden seines Rosses mit den Sporen blutig. Mit bewundernswürdiger Schnelle bewegte sich das Fuhrwerk die morastige Straße entlang.

Die Fußtritte des gefährlichen Feindes tönten jetzt etwas entfernter; es schien als hätten sie eine andere Richtung eingeschlagen. Guido schöpfte Athem.

„Vielleicht," sprach der Jüngling, „daß wir jetzt unangefochten das Ende des Waldes erreichen."

„Da müßt' ich meine Graupelze nicht kennen," erwiderte Iwan, „einen Besuch bekommen wir, dafür steh' ich; aber das Volk kann so hungrig nicht sein, sonst würde es nicht so lange manövriren à la Skrzynecki."

Guido, der mit angestrengtem Gehör das unheimliche Traben, das sich immer weiter entfernte, verfolgte, hörte plötzlich gar nichts mehr.

„Gott sei Dank!" rief er, „sie sind fort, und wir gerettet."

„Gehorsamer Diener," antwortete Iwan, „sie machen bloß eine Schwenkung."

„Habt Acht Ihr Leute!" rief plötzlich Stephanie, die zeither still und wortlos in ihrem Winkel gesessen hatte.

„Beiß das Häschen, da sind sie," tönte die Stimme des Andreas, dessen Pferd hoch aufbäumte; „soll ich schießen, gnädige Gräfin?"

„Einen Augenblick Geduld," antwortete Stephanie, warf einen glimmenden Brand aus dem Wagen, der

sogleich in brillantnen Flammen stand und die nächste Umgebung in magische Beleuchtung setzte.

Guido bemerkte jetzt, wie drei riesige Wölfe, welche den Weg verrannt hatten, von dem ungewohnten Lichtglanze geblendet und erschreckt, eiligst die Flucht ergriffen.

„Beiß das Häschen," rief Andreas, „das muß die hohe Generalität sein, das sind ja respectable Kerle."

Stephanie schoß vom Wagen aus mit einem gezogenen Pistol den vordersten der Wölfe nieder.

„Die zwei andern sind für Euch," rief sie, „nehmt sie wohl aufs Korn und verschwendet kein Pulver."

Andreas legte an und bald lag das feindliche Kleeblatt in seinem Blute.

„Bravo," sprach die Gräfin, „nun werden wir eine Zeit lang Ruhe haben."

Mit diesen Worten setzte sie sich wieder in ihren Winkel-Platz und bat Guido, ein Gleiches zu thun.

„Ein halb Stündchen," meinte das unerschrockene Mädchen, „braucht die Rotte, bevor sie sich von dem Schrecken erholt und uns von Neuem attakirt. Vielleicht, daß wir unterdeß das Ende des Waldes erreichen."

Andreas war abermals abgestiegen und räumte die geschossenen Wölfe aus dem Wege. Dichte Finsterniß umgab wieder die Reisenden und das Fuhrwerk setzte seine Fahrt fort.

Guido, dem Alles wie ein Traum erschienen war, wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, ob die Unerschrockenheit oder den Muth Stephaniens. Er konnte nicht müde werden, das Mädchen in den Himmel zu erheben.

„Schweig," erwiderte die Gräfin etwas unmuthig — der an dem Lobe ihres Begleiters nicht viel gelegen schien; — „wo das Leben auf dem Spiele steht, darf

man die Hände nicht in den Schooß legen, da ist nicht viel zu loben. Eine Leuchtkugel aus dem Wagen werfen, das kann ein Kind."

Man war nicht weit gefahren, als Andreas schon wieder sein Pferd anhielt, ohne einen Grund anzugeben. Iwan machte gleichfalls Halt.

„Der Andreas muß etwas Verdächtiges wittern," sprach Stephanie; „er riecht die Gefahr meilenweit. Daß wir durch die Schüsse nur nicht anderweitiges Raubgesindel aufgescheucht haben. Was lauschest Du, Lanzier?"

„Die vierbeinigen Wölfe haben wir uns vom Leibe geschafft," erwiderte der Gefragte; „die zweibeinigen werden nicht ausbleiben."

Wirklich ward in weiter Ferne, tief im Walde, ein Pfeifen vernommen.

„Wenn es Räuber sind," sprach Guido, „so ist mir nicht bange; sie müssen sehr zahlreich ankommen, wollen sie nicht den Kürzern ziehen; haben wir eine ganze Heerde Wölfe in die Flucht geschlagen, werden wir weit siegreicher gegen die Buschklepper sein."

Andreas gab seinem Pferde die Sporen und man setzte sich wieder in Bewegung.

„Daß sie uns nachsetzen," meinte Andreas, „unterliegt keinem Zweifel, ob sie uns aber vor Ostrow einholen, ist die andere Frage. Die schlechten Wege sind ihnen gewiß nicht weniger unpracticabel, als uns."

Wieder vernahm man Pfeifen und schon bedeutend näher.

„Das sind ihre Signale," erklärte Iwan; „am Ausgange des Waldes werden wir wohl ein paar Kugeln zu wechseln haben."

„Beiß das Häschen," rief Andreas, „da kommen

auch meine Graupelze wieder, sie haben sich von Neuem gesammelt und sind im vollen Trabe."

Guido lauschte, und es ließ sich das Getrapp von Neuem vernehmen; doch brachte es diesmal auf den jungen Mann nicht solchen Schrecken hervor, wie das erste Mal. Im Gegentheil machte er sich lustig darüber.

„Meine holde Feuerwerkerin," sprach er scherzend zu Stephanien, „suche immer das Feuerzeug wieder hervor, damit den grauen Gesellen ein Licht aufgeht und sie uns ungeschoren lassen."

Stephanie verwies ihm den unzeitigen Scherz, und Iwan belehrte, daß sich die Wölfe das zweite Mal in der Regel nicht so leicht abweisen ließen.

„Sie haben Succurs bekommen," meinte Andreas; „das ist ja ein Getrabe, als wenn der selige Latour Maubourg ankäme mit seinen Cuirassiren.

„Diesmal," sprach Guido, „muß ich auch so eine Bestie erlegen."

„Wenn wir ohne Geknalle davon kommen können," erwiderte Stephanie, „so wollen wir dem Raubgesindel nicht noch deutlicher unsere Fährte verrathen."

Wieder that das Roß des Andreas einen gewaltigen Sprung und stieß zugleich einen Schrei des Schmerzes aus, der alle Nerven erbeben machte. Der Lanzier, welcher fast zu Boden gestürzt war, konnte blos die Worte ausrufen:

„Beiß das Häschen, Licht, gnädige Gräfin, der Graue hat das Pferd gepackt."

Augenblicklich stand die wilde Waldgegend wieder im silberweißen Lichte. Mit Schaudern bemerkte Guido, wie ein riesiger Wolf das Roß des Andreas gerade an der Brust gepackt hatte und mit wüthenden Bissen, trotz den verzweifelten Sätzen des Pferdes, den Hals des gepeinigten Thieres zerfleischte.

Der alte Kriegsmann war abgesprungen und befreite sein Roß, indem er mit einem einzigen Hiebe seines Pallasch den Wolf fast in zwei Hälften zerlegte. Doch in demselben Augenblick warfen sich nicht weniger denn vier solcher grauen Bestien auf Andreas. Wie das feurige Schwert des Todesengels flammte die gute Klinge des wackern Polen unter den Wölfen; zwei stürzten tödtlich getroffen, die andern Beiden flüchteten heulend in das Buschwerk.

„Beiß das Häschen," fluchte Andreas, „nichtswürdiges Gesindel, meine arme Lise so zuzurichten."

„Arme Lise," fuhr er besänftigend fort, „bleib nur ruhig, soll Dir keiner von diesen Schlingels wieder in den Hals fahren. Ich führe Dich nun bis Ostrow, wo gute Stallung und prächtiger Hafer auf Dich wartet."

Mit diesen Worten faßte er das noch am ganzen Leibe zitternde Pferd am Zügel, bestrich die Halswunden mit einer Salbe, die er bei sich führte, und mit der rechten Hand den blanken Pallasch schwingend, schritt er mit seiner Lise langsam voran.

Kaum war er einige Schritte gegangen, und der Glanz der Leuchtkugel erloschen, als abermals Wölfe aus dem Gebüsch gegen ihn heranstürzten. Doch konnten sie weder Roß noch Mann Etwas anhaben, da Andreas, der in dieser Art Kampf wohl bewandert war, einen nach dem andern zu Boden streckte.

„Beiß das Häschen," rief er, als der Feind immer überlegener auf ihn eindrang, „ein Bischen Illumination könnte nichts schaden, gnädige Gräfin."

Guido wollte aus dem Wagen springen und dem Andreas zu Hülfe eilen, ward aber von Stephanien zurückgehalten, welche eine zweite Flammenkugel aus dem Wagen warf.

„Du verstehst es nicht, mit Wölfen umzugehen, mein Freund," sprach sie; „überlaß das dem Andreas."

Wirklich gelang es auch diesem Tapfern, den Weg frei zu machen, und mitten zwischen Wolfsleichen hindurch setzte man sich wieder in Bewegung."

„Nun aber können die Zweibeinigen nicht weit entfernt sein," meinte Andreas; „ich glaube kaum, daß wir ein Viertelstündchen Verzug haben."

Iwan schlug von Neuem auf die bedeutend ermatteten Pferde und zwang diese zur letzten Anstrengung.

„Man merkt's an meiner Lise," fuhr der Vorreiter fort, „daß ein paar Blutegel an ihrem Halse gehangen haben, der Marsch wird ihr sichtbar sauer."

Plötzlich fiel ein entfernter Schuß und seltsames Pfeifen ward vernehmbar.

„Hört Ihr sie," rief Andreas; „auf, auf! wackere Lise! das fehlte noch, daß Dir eine bleierne Pille zwischen die Rippen führe; es wäre das miserabelste Heilpflaster."

„Jetzt gilt's," rief auch Iwan und schlug von Neuem auf sein Gespann.

Guido ließ auf Stephaniens Verlangen wieder die Uhr repetiren. Die Gräfin zählte die Schläge.

„Wir sind gerettet," sprach sie, und drückte sich gemächlich in die Wagenecke.

„Gott sei Dank," erwiderte Guido, „nun hab' ich einen Begriff, wie sich's in polnischen Wäldern reist."

Wieder knallte ein Schuß in der Entfernung.

„Ich glaube auch, daß wir durchkommen," meinte Andreas, „die Buschklepper scheinen heute nicht auf den Strümpfen, sonst müßten sie längst da sein."

„Wir haben das blos dem Regen und Sturme zu verdanken," erwiderte Iwan, „sonst sind sie flinker."

„Beiß das Häschen," jauchzte der Lanzier; „Land, Land! freue Dich, Lise, ich sehe die Lichter von Ostrow."

„Wenn es nicht Irrwische sind," gab Iwan zu bedenken."

„Nichts da," erwiderte Andreas, „lehre mich Ostrow nicht kennen; in längstens einem Stündchen steht Lise im Stalle; brave Lise, die verdammten Graupelze; aber ich habe ihnen das Brod gebacken."

Wirklich schien auch der Wald allmälig etwas lichter zu werden; aber die Paar Lichter in der Ferne verschwanden wieder.

„Ich sehe den Teufel von Ostrow," brummte Iwan.

„Wird zeitig genug wieder kommen," gab Andreas zur Antwort; „wir stecken in der Tiefe."

Stephanie ertheilte jetzt Guido den Rath, die Pistolen wieder zur Hand zu nehmen.

„Ich glaubte, wir wären im Trocknen," sprach der Jüngling, befolgte aber die Worte der Geliebten.

„Die gnädige Gräfin hat Recht," versetzte Iwan, „besser ist bewahrt als beklagt; aber es wird sichtbar lichter, der Wald ist zu Ende."

„Immer brav ausgehalten, meine Lise," munterte Andreas sein Roß auf; „nun haben wir Ruhe vor den Graupelzen."

„Beiß das Häschen," fuhr er plötzlich auf, „da drüben brannte ein Zündkraut von der Pfanne; aber die Nässe ersparte uns Knall und Kugel; wir sind noch nicht aus dem Bereiche der Buschklepper, obschon der Busch zu Ende."

Plötzlich tauchten zu beiden Seiten der Straße zwei graue Gestalten auf, die sogleich den Pferden in die Zügel fielen.

„Beiß das Häckchen," rief Andreas; „die Hallunken haben es richtig abgepaßt; sie scheinen aber mit den vorigen in keiner Assecuranz zu stehen, da darf das Pulver nicht geschont werden."

Mit diesen Worten drückte er sein Pistol ab und der eine Graumantel wälzte sich auf dem Boden; den andern hieb Iwan mit einer Art Hirschfänger über den Kopf und machte sein Gespann frei.

Aber kaum war der Knall von Andreas Pistole hinausgedrungen in die Nacht, als er von mehreren Seiten theils durch Schüsse, theils durch Pfeifen beantwortet wurde.

„Aha!" sprach Andreas, „die Canaillen bekommen Succurs. Fürchte Dich nicht, Lise, es giebt noch ein kleines Scharmützel; wenn wir indeß ein Halbdutzend zu Boden gestreckt, werden wir Ruhe erhalten."

Iwan schlug wieder auf die Pferde und man kam der Stadt Ostrow immer näher.

„Jetzt werden wir wohl Ruhe haben," sprach Andreas; „wir sind mit einem blauen Auge davon gekommen."

„Fahr' jetzt langsam," befahl Stephanie, „die armen Pferde müssen zum Tode ermattet sein. Ein paar Kugeln werden sie uns noch nachschicken, das ist Alles."

Wirklich fielen auch noch einige Schüsse; aber die Reisenden erreichten ohne neuen Anfall Ostrow.

„Siehst Du, meine Lise," sprach Andreas schmeichelnd zu seinem Pferde, „Du hättest wohl nicht geglaubt, ganzbeinig das Thor zu erreichen. Unter uns gesagt, ich auch nicht."

„Ja," meinte Guido, der die Worte vernommen, „ich hatte es noch weniger gedacht; das war eine desperate Fahrt."

Stephanie erkundigte sich bei Iwan, der in Ostrow bekannt war, nach einem guten Absteigequartier.

Der Gefragte schlug den polnischen Reiter vor.

„Wohlan," fuhr die Gräfin fort, „so lenke das Gespann dahin. Wir wollen einige Zeit rasten und uns stärken für anderweitige Abenteuer; wir sind noch lange nicht über den Berg, und das heut' Erlebte war nur ein schwaches Vorspiel zu den Gefahren, die in den litthauischen Wäldern über uns hereinbrechen können."

„Mein guter Freund," sprach sie zu Guido gewendet in scherzendem Tone, „erschrick mir ja nicht und sei getröstet; sobald ich nicht verzweifle, ist die Gefahr nicht so groß, und wir werden alle Schwierigkeiten besiegen."

„Das wolle der Himmel!" erwiderte der junge Mann; „indeß, wenn das keine große Gefahr sein soll, sobald man von einer Schwadron hungriger Wölfe angefallen wird, begreife ich nicht, was Du eigentlich unter Gefahr verstehst."

„Du wirst erkennen lernen," sprach Stephanie, „daß es doch noch fatalere Lagen geben kann, so Du mir treuer Begleiter bleiben willst. Uebrigens steht es Dir jetzt noch frei, Halt zu machen und nach Warschau zurückzukehren."

„Wie sprichst Du wieder?" antwortete Guido gekränkt.

Stephanie drückte ihm die Hand; und der Wagen rollte durch das Hofthor des „polnischen Reiters.„

Sechstes Kapitel.

Ottokar lehnte am Fenster seiner Wohnung und schaute düstern Blicks auf die Straße, von wo wildes Volksgeschrei herauf scholl. Das Volk umstand in großen Haufen die zahlreichen Blutlachen, welche von den vielen Opfern herrührten, die in voriger Nacht unter den Händen eines wüthenden Pöbels gefallen waren.

Das unselige Zögern des Generalissimus und das immer weitere Vordringen der russischen Armee hatte die berüchtigte Mordnacht zur Folge. Die Veranlassung war zunächst von den sogenannten patriotischen Clubs, welche fortwährend bemüht waren, die Bevölkerung zum Aufstande zu reizen, ausgegangen. Mehrere gefangene polnische Generale, von der öffentlichen Stimme des Verraths am Vaterlande beschuldigt, sowie andere Personen, die für Spione oder für russisch gesinnt galten, waren von dem wüthenden Pöbel auf das Grausamste ermordet worden. Es schien, als ob mit dieser Mordnacht der Engel Polens seine schützende Hand für immer von der unglücklichen Nation abgezogen habe.

„So ist denn auch dieses schöne Traumbild dahin," sprach der edle Ottokar mit gerechtem Schmerze; „dieser zeither so reine, erhabene und edelmüthige Aufstand ist befleckt durch das schwärzeste Verbrechen. Das an Polens Schicksal so theilnehmende Europa wird sich schaudernd abwenden, und falls diese Nation abermals untergeht, ihr sogar das Mitleid versagen."

„Deine Wege sind gerecht und weise, allmächtiger Vater!" fuhr er nach einer Pause fort; „aber warum in Millionen Herzen solche goldene Hoffnungen wecken und die kaum aufgesprossene fröhliche Saat so erbarmungslos vernichten?"

Wieder scholl wildes Jauchzen von der Straße herauf. Ottokar wandte sich mit Schaudern ab. So eben schleifte man den blutigen, entstellten Leichnam eines der Ermordeten mit cannibalischer Freude vorüber.

„So muß es allen Verräthern ergehen!“ schrieen viele Stimmen; „Tod dem Skrzynecki; hoch lebe Krukowiecki!“

„Es ist weit gekommen,“ sprach Ottokar; „da lassen sie ihren eigenen bösen Genius hoch leben.“

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als Freund Severin ins Zimmer stürmte.

„Lebst Du noch?“ begann er im Tone des höchsten Schreckens; „ich bin seit vierundzwanzig Stunden nicht zu mir selbst gekommen und begreife nicht, wie ich unter den Lebendigen mich noch befinden kann.“

„Was ängstet Dich denn!“ frug Ottokar; „Du hast ja Nichts zu befürchten.“

„Nichts zu befürchten?“ rief Severin, sich den Angstschweiß von der Stirne trocknend. „Ist dieses Volk nicht rein toll? das mordet Jedermann, der nicht polnisch parlirt, und ich habe in dieser Sprache es noch zu Nichts gebracht.“

„Sei nicht thörig,“ meinte Ottokar, „der Haß des Volkes wüthet nur gegen notorische Verräther.“

„Da kennst Du diese liebenswürdigen Polaken nicht,“ fiel der Geängstigte mit Eifer ein; „laß die Nacht herankommen und alle Deutsche sind geliefert; ich habe Redensarten und Anzüglichkeiten vernehmen müssen, Ottokar, Redensarten, die gar keinen Zweifel lassen. Seit vierundzwanzig Stunden stehen meine Haare in Einem fort zu Berge. Morgen um diese Zeit ist Alles vorbei, Alles kalt, was jenseit der sanften Oder geboren worden; uns ganz Recht, wer hieß uns nach die-

sem verwünschten Lausewenzellande ziehen; der Guido war einmal nicht zu retten, das konntest Du wissen."

Bei dem Namen Guido ward Ottokar noch ernster; er erkundigte sich, ob Severin keine Nachricht von dem Bruder habe.

„Unstreitig massacrirt er mit nach Herzenslust," meinte der Gefragte; „er lechzte die ganze Zeit daher nach einem Aufruhr."

„Sprich nicht so von meinem Bruder," gebot Ottokar in strengem Tone; „Guido ist kein Meuchelmörder; laß mich solche Rede nicht zum zweiten Male hören."

„Was da," erwiderte Severin ungehalten; „in Zeiten, wo das Messer an der Kehle steht, mag der Teufel nicht desperat werden; da kann man die Worte nicht auf die Goldwage legen."

„Wann hast Du meinen Bruder zum letzten Male gesehen?" frug Ottokar weiter.

„Es ist dies geraume Zeit her," gab Severin zur Antwort; „ich habe mich auch nie sehr nach seinem Umgange gesehnt; unsere Ansichten laufen sich schnurstracks entgegen; nach seiner Meinung müßte ich mich schon längst für Polens Freiheit haben todtschießen lassen, wozu ich durchaus keine Lust verspüre."

„Unerklärlich," sprach Ottokar halb für sich, „mein Bruder ist seit einigen Tagen verschwunden und Niemand weiß wohin."

„Er wird nicht weit sein," tröstete Severin; „wo es einen Aufruhr giebt, fehlt er nie; indeß kann auch sein, daß er sich zur Armee begeben hat, um Warschau zu decken."

„Letzteres ist nicht der Fall," bemerkte Ottokar; „bei der Armee, die vor Warschau steht, befindet er sich nicht, ich habe zuverlässige Nachrichten."

„Dann ist er unfehlbar klüger als wir gewesen,"

fuhr Severin fort, „und hat sich in Zeiten davon gemacht, um nicht als Deutscher ein Opfer der Volkswuth zu werden. Wir hätten auch nicht so lange zu warten gebraucht, bis das Haus an allen Ecken brennt. Wenn wir auch nicht vom Pöbel umgebracht werden, so steht uns gleichwohl nichts Besseres bevor, sobald die Russen einrücken. Dann giebt es ein Blutbad, gegen das sich das Suwarow'sche verstecken muß."

„Gott sei Dank," entgegnete Ottokar, „wir dürften es wohl Beide nicht erleben, einen bewaffneten russischen Soldaten in der polnischen Hauptstadt zu erblicken."

„Allerdings," sprach Severin, „wenn uns künftige Nacht der Pöbel abschlachtet, werden wir die Erstürmung Warschaus nicht erleben."

„Es wird nicht einmal zum Sturme kommen," behauptete Ottokar.

„Kann auch sein," gestand Severin zu; „sobald die Herren Polaken so gescheut sind und sich unterwerfen, und den Paskewitsch nicht noch mehr in Harnisch jagen."

„Von Unterwerfung wird sicher nicht die Rede sein," sprach der Andere.

„Nun dann," fuhr Severin fort, „bleibt's bei meiner gerechten Besorgniß; Mann und Maus springt über die Klinge und wir Beide, als ausländische Rebellen, machen bei der Springerei die Avantgarde; ein beneidenswerther Vortritt, ich muß gestehen."

„Die Russen sollen froh sein," erwiderte Ottokar, „wenn sie nicht springen müssen und zwar vor allen Dingen in die Weichsel; noch ist die polnische Sache, trotz aller Mißgriffe, nicht verloren."

„Ich habe alle Hoffnung aufgegeben," meinte kopfschüttelnd Severin, „bei diesen fortwährenden Streitig-

keiten unter den ersten Generalen, bei diesem Mißtrauen zwischen Volk und Regierung: was soll da Gescheites herauskommen? Was hilft alle Tapferkeit, wenn Einer den Andern für einen Verräther hält, wenn Keiner dem Andern gehorchen will? Das geht ja fortwährend her, wie auf dem polnischen Landtage, im Rathe, wie im Felde. Nein, geschätzter Freund, wenn ich wüßte, daß die Herren Russen einigermaßen menschlich mit den Besiegten umgingen, und nicht Groß und Klein, Jung und Alt, Mann und Weib spießten und zerhackten, wäre mir's im Grunde recht lieb, wenn sie die Ruhe sobald als möglich herstellten, damit wir wieder sichere Straßen, ungesperrte Grenzen erhielten und ins theuere Vaterland heimkehren könnten. Seit ich durch Deine hochherzige Vermittelung, wofür ich Dir ewig dankbar sein werde, meinen Abschied als weißröckiger Rekrut erhalten, bin ich überhaupt nichts mehr nütze hier."

„Bei solchen Gesinnungen," erwiderte Ottokar, „und namentlich, wenn Du so unvorsichtig bist, sie öffentlich auszusprechen, wäre es allerdings kein Wunder, wenn Du ein Opfer der Volkswuth würdest."

„Werde nicht so wahnsinnig sein," sprach Severin, „und mich um Kopf und Kragen reden; da sei unbesorgt; Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, das sagt schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben."

„Kennst Du die Gräfin Stephanie?" frug Ottokar, um ein anderes Gespräch anzuknüpfen.

„Warum sollt' ich die nicht kennen," erwiderte Severin, „sie ist ja die Flamme unseres Guido, der ihr aufs Angelegentlichste den Hof macht, ein schönes Kind, ein ausgezeichnetes Mädchen; hätte ihm schon längst meine Aufwartung gemacht; aber Erfahrung hat mich belehrt; seit der Geschichte mit Frau von Montfort menge

ich mich schlechterdings nicht mehr in Guido's Liebesangelegenheiten."

„Auch diese Dame ist verschwunden," erzählte Ottokar, „und Niemand weiß wohin."

„Da hat sie Guido entführt," fiel Severin schnell ein; „die Glücklichen! wer weiß, in welchem unbekannten Winkel, wo weder ein Russe noch ein Aufrührer hinkömmt, sie in idyllischer Einsamkeit süßes Spiel der Minne treiben, während wir Unglücklichen und Nichtverliebten stündlich unseres Halses nicht sicher sind."

Ottokar ging nachdenkend im Zimmer auf und ab; Severin fuhr fort:

„Es ist himmelschreiend, wie ungerecht das Geschick ist; während Freund Guido, dem wir es allein zu verdanken haben, daß wir uns in diesem revolutionären Polakenlande befinden, mit einem der schönsten Mädchen süßes Spiel der Liebe treibt, unbekümmert um Polens Unabhängigkeit, bricht das Unglück über uns zwei vollkommen Unschuldige herein. Der Kaiser Nicolaus wird mir es im Leben nicht vergeben, daß ich Krakuse gewesen bin."

Er trat an das Fenster.

„Ein grausames, blutdürstiges Volk, diese Polen," fuhr er fort, „wehrlose Gefangene zu ermorden, ohne Richterspruch und Absolution."

„Die Verbrechen einiger fanatischer Menschen und eines zügellosen Pöbels," bemerkte Ottokar, „dürfen nicht der Nation aufgebürdet werden."

„Huh!" schauderte Severin, nicht ohne Furcht auf die Straße hinabblickend, „das muß ein gräßliches Blutbad gewesen sein; mir wird ganz unwohl bei dem Anblick."

„Wie hoch beläuft sich wohl die Anzahl der Ermordeten?" frug Ottokar.

„An die dreitausend Mann, Weib und Kind," übertrieb der Gefragte.

„Das ist eine Lüge," widersprach Ottokar.

„Nun, wenn Du es besser weißt," meinte Severin, „ich hörte von dreitausend und glaub' es. Du bedenkst nicht, wenn so ein rasender Pöbel ins Morden kommt, da kennt er keine Schonung. Die ganze Weichsel schwimmt voller Leichname. Wie gesagt, ich wundere mich außerordentlich, daß wir Beide nicht auch mit darin umher schwimmen."

„Was giebt es sonst Neues in der Stadt?" erkundigte sich Ottokar.

„Nichts Erfreuliches," war die Antwort; „die provisorische Regierung hat abgedankt und die Anarchie ist fertig."

„Ich hörte auch schon von der Resignation des Fürsten Czartoriski," meinte Ottokar, „das wäre ein großes Unglück für Polen; der Name dieses Ehrenmannes hat namentlich im Auslande dem Aufstande viele Freunde erworben."

„Wie gesagt, die Sachen können gar nicht miserabler stehen," versicherte Severin; „mir würde dies auch ziemlich einerlei sein, wenn wir nur nicht mitten darinnen stäken."

Dumpfer Trommelton klang von der Straße herauf.

„Was giebt's denn schon wieder?" rief Severin, und eilte ans Fenster.

Warschauer Nationalgarde erschien in bedeutender Anzahl und trieb die Volkshaufen auseinander; hier und da kam es zu Widersetzlichkeiten von Seiten des gemeinen Volks.

„Diese Warschauer Nationalgarde ist mir auch die rechte," kritisirte Severin; „am Tage thut sie tugendhaft und arretirt männiglich, der sie einigermaßen schief

ansieht, und im Finstern macht sie gemeinschaftliche Sache mit den Rebellen; hätte sie sich vergangene Nacht weniger böswillig gezeigt und wäre sie kräftiger eingeschritten, würde der Pöbel nicht so ungestört haben massacriren können."

„Wenn nur künftige Nacht erst vorüber wäre," fuhr er nach einer Pause fort, „da geht der Teufel gewiß wieder los. Hätt' ich ahnen können, daß es hier so schlimm werden würde, wäre ich wahrhaftig lieber bei den Krakusen geblieben. Die Polen sind mir, seit ich den Abschied genommen, ganz und gar nicht grün. Ich seh es ihnen an. Wer nur einen Ausweg wüßte."

Er ging nach diesen Worten sinnend auf und nieder. Endlich schien er einen rettenden Gedanken gefunden zu haben.

„Hör', Ottokar," sprach er, „ich wüßte einen Ausweg, allerdings ist er nicht ohne Gefahr und es gehört Muth dazu."

Ottokar sah den Sprecher fragend an.

„Gieb mir die Hand darauf," fuhr Jener fort, „daß Du meinen Rath befolgen willst."

„Erst muß ich ihn hören," sprach der Andere.

„Wohlan, Ottokar, wir gehen zu den Russen über."

„Sieh," fuhr er, seinen Rath motivirend, fort, „Polen muß über kurz oder lang Paterpeccavi machen; wir Beide können es nicht retten; drum, ein kluger Mann sieht sich vor, das sagt schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben; noch ist es Zeit; Paskewitsch empfängt uns mit offenen Armen; wir bekennen ihm offen unsere reuevolle Gesinnung; er ist ein tapferer Krieger und darum nicht ohne Edelmuth; wir sind gerettet, erhalten Pässe und reisen nach Deutschland in die Winterquartiere. Was meinst Du, Ottokar, ist

mein Rath nicht vorzüglich? allerdings kühn, ja verwegen."

„Du bist ein Narr," antwortete trocken Ottokar.

„Meinetwegen," gestand Severin zu; „aber Du weißt auch, daß bei Kindern und Narren allein die Wahrheit zu finden ist; das sagt schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben."

„Wenn ich Dich nicht kennte," sprach mit finsterem Ernste Ottokar, „und mit Dir wegen Deines Geschwätzes rechten wollte, müßte ich Dich jetzt die Treppe hinabwerfen."

Severin sprang bei diesen Worten ein paar Schritte zurück.

„Was ficht Dich an, werthgeschätzter Freund," frug er erschrocken, „mein Rath bezweckt ja nur Dein und mein Wohl."

„Geh' in Gottes Namen zum Feinde über," fuhr Ottokar fort, „ich will Dich nicht halten, da Du nur mir zu Liebe nach Warschau gekommen bist; aber weißt Du, was Du dann verdientest?"

„Das wird was Schönes sein," gestand Severin.

„Daß Dich die Polen an den ersten, besten Baum knüpfen oder auf der Stelle füsiliren," gab Ottokar trocken zur Antwort.

„Ja, erwischen darf man sich freilich nicht lassen," erwiderte Severin.

„Ich sage nur," fuhr der Andere im vorigen Tone fort, „daß Du eine solche Strafe verdientest; das wirst Du hoffentlich selbst einsehen."

„Aus philosophischem Grunde das Ganze betrachtet," meinte Severin zögernd, „seh ich durchaus nicht ein, wo hier das große Verbrechen liegen soll."

„Sprechen wir nicht weiter davon," entschied Ottokar, „und hilf mir lieber meinen Bruder aufsuchen."

„Das ist eine böse Sache, in einer Zeit," erwiderte Severin, „wo man sich kaum getrauen darf über die Straße zu gehen."

„Wohlan," sprach Ottokar, „so will ich selbst gehen."

Mit diesen Worten zog er seinen Oberrock über und stand im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

„So warte doch," bat Severin, „ich gehe mit. Du bist erstaunlich kurz angebunden ob meiner Rathschläge, die doch nur unser beiderseitiges Wohl bezwecken. Wo soll es zunächst hingehen?"

„In die Caserne des dritten Artillerieregiments," war die Antwort; „dort hoffe ich Auskunft über Guido zu erhalten."

„Wohlan, ich gehe mit," versetzte Severin mit einem unterdrückten Seufzer, „wenn wir nur lebendigen Leibes die Caserne erreichen."

Trotzdem, daß die Nationalgarde fortwährend bemüht war, die größern Volkshaufen auseinander zu treiben, bildeten sich immer wieder neue. Wüstaussehende, zerlumpte Gestalten, die man außer in Zeiten großer Volksaufregung selten auf Straßen und freien Plätzen erblickt, sah man hier und da zum Vorschein kommen. Ihre unheimlichen Blicke irrten mordfunkelnd umher und man sah es diesen Gesellen an, daß sie zu jedem Verbrechen aufgelegt waren. Leise Flüche murmelnd schienen sie unzufrieden, daß der Aufstand nicht allgemeiner geworden. Hier und da vernahm man drohende Todesworte gegen den Oberfeldherrn.

„Ich beschwöre Dich bei allen Heiligen," raunte Severin Ottokar'n ins Ohr, „laß uns eilen. Die Physiognomien dieses Gesindels deuten auf nichts Gutes; wenn so ein gottverlassener Crawaller Händel sucht

und Scandal anfängt, sind wir verloren. Sieh nur, da wetzen Einige schon die Messer."

Indem er dies sagte, trat ein wildaussehender Vorstädter in den Weg und fixirte den zum Tode erschrockenen Severin mit funkelnden Augen."

„Wohl auch ein Spion," grinzte der Zerlumpte und machte eine höchst verdächtige Bewegung mit dem blankgeschliffenen Messer."

„Ich ein Spion?" frug Severin stotternd. Leichenblässe überzog sein Gesicht und er zitterte am ganzen Leibe.

„Siehst Du," fuhr der Unheimliche mit stechendem Blicke fort, „wirst ja weiß wie die Kalkwand, ein Beweis, daß Du ein großer Spion bist. Wie wär's, wenn ich Dir ein Wenig den Bauch aufschnitte?"

„Zurück," herrschte Ottokar dem Unverschämten zu, „wollt Ihr Polen das heilige Gastrecht verletzen; ist das der Dank für uns Fremdlinge, daß wir die Heimath verließen, um für Eure Unabhängigkeit zu kämpfen?"

„Du wirst auch was Rechtes gekämpft haben," hohnlachte der Pole; „doch scheinst Du mir wenigstens kein Spion zu sein; scher' Dich Deiner Wege; aber diese weiße Maus hier ist ein Fressen für mich."

Damit streckte er die Hand aus nach Severin. Dieser sprang, ohne eines Wortes mächtig, in der Verzweiflung hinter Ottokar. Letzterer schlug aber in demselben Augenblicke den Angreifer mit geballter Faust dermaßen vor die Brust, daß er sogleich zu Boden stürzte.

„Hollah, was giebt's hier!" erscholl es von mehreren Seiten und hie und da blitzten Messer.

„Es sind russische Spione," heulte der am Boden Liegende, „laßt sie nicht entrinnen, Polen!"

Wirklich entspann sich jetzt ein Handgemenge, indem man mit wildem Geschrei auf Ottokar eindrang. Dieser würde auch bald unterlegen sein, wäre nicht in demselben Augenblick ein Piquet Nationalgarden zu seiner Rettung herbeigeeilt. Auch Linientruppen kamen zu Hülfe und bald war Ottokar befreit, obschon er aus manchen Wunden blutete.

„Was muß ich sehen," rief der commandirende Officier der Linie, welcher mit Ottokar persönlich befreundet war, indem er ihn in seine Arme schloß, „mein edler Graf." Dann wandte er sich gegen den Volkshaufen mit Donnerstimme:

„Schämt Euch, Landsleute, einen der edelsten Vertheidiger unserer Sache, den tapfern Grafen von Hohenstein, auf so empörende Weise zu mißhandeln! Zeige mir Einer von Euch so viele und so ehrenwerthe Wunden, die er für des Vaterlandes Wohl erhalten hat, als dieser wackre Deutsche."

Der Charakter des niedern Volks bleibt sich bei allen Völkern gleich. Von Blutgier springt er sogleich zum Enthusiasmus über. So auch hier. Derselbe Mann, den man noch vor wenig Augenblicken zerreißen wollte, wurde sogleich der Gegenstand allgemeinster Verehrung.

„Es lebe der edle Graf, der wackere Deutsche!" schrie man von allen Seiten. „Hoch, alle Deutsche sollen leben."

„Ja, Preußen und Oesterreicher ausgenommen," riefen andere Stimmen dazwischen.

„Ja, Preußen und Oesterreicher ausgenommen," schallte ein Echo aus hundert Kehlen.

„Würden uns gern beistehen," schrieen Andere; „können die Russen nicht ersehen; aber ihre Regierungen geben's nicht zu."

„Tod allen Regierungen auf Erden, die unsre nicht ausgenommen. Tod dem Skrzynecki und allen Aristokraten. Hoch Krukowiecki, der wahre Volksfreund. Ja, hoch und dreimal, tausendmal hoch!"

Auf diese Art schrieen und jubelten die aufgeregten Haufen durcheinander. Hier und da ward die Nationalhymne angestimmt. Es war ein Tumult, wie ihn nur die höchste politische Aufregung hervorzubringen im Stande ist.

Als Ottokar, nachdem er gegen seinen Erretter den lebhaftesten Dank ausgesprochen, seinen Weg fortsetzte, machte man ihm zu beiden Seiten ehrerbietig Platz und noch manches Lebehoch hörte er sich nachrufen. Erst als aus dem Volksgewühl Ottokar befreit war, vermißte er den Severin. Da er für den armen Freund besorgt war, so kehrte er nochmals zurück; aber der Gesuchte war nirgends zu finden.

„Unfehlbar," sprach Ottokar für sich, „hat Severin den allgemeinen Tumult benutzt, sich aus dem Staube gemacht und ist nach Hause zurückgekehrt. Ich verdenk' es ihm nicht; er hat Recht, daß bei der dermaligen Volksstimmung die Straßen nicht ohne Gefahr zu passiren sind."

Als der junge Mann den Casernenhof erreicht hatte, bemerkte er, wie eine bedeutende Anzahl Officiere hier und da in Gruppen versammelt standen und eifrig mit einander sprachen. So eben war die Nachricht angelangt, daß Skrzynecki, als er den Aufruhr und die Mordscenen erfahren, den Oberbefehl freiwillig niedergelegt habe.

Ein großer Theil der im Casernenhofe versammelten Officiere, welche in Skrzynecki noch immer den Sieger von Grochow verehrten, waren ob dieser Botschaft äußerst bestürzt, während andere in der Ernennung

Dembinski's zum Generalissimus die Rettung des Vaterlandes erkannten.

Ottokar, obschon er sich mit dem Zögerungssysteme des zeitherigen Oberfeldherrns nie einverstanden erklärt hatte, konnte es gleichwohl nicht billigen, daß Skrzynecki gerade in der gegenwärtigen gefährlichen Crisis zurücktrete.

„Dieser General," sprach er zu einigen befreundeten Officieren, „setzt durch diesen Schritt seinem tadelswerthen Benehmen die Krone auf. Eher mußte er sich zum Dictator ausrufen, die politischen Clubbs vernichten, den Pöbel der Hauptstadt zur Ruhe verweisen, als auf solche Weise vom Schauplatze abtreten. Jeder Augenblick, in welchem die Armee ohne Führer bleibt, bringt bei dem jetzigen Zustand der Dinge die größte Gefahr. Skrzynecki beklagt sich über die überhandnehmende Demoralisation im Heere; aber wer anders ist Schuld daran als er? Warum liefert er nicht die vom Lande, von der Hauptstadt so heiß ersehnte Schlacht? Selbst im Falle er sie verloren, könnte er sich in die Verschanzungen von Warschau zurückziehen und noch nichts wäre entschieden; da im Gegentheil bei einem Gewinnen der Schlacht die unberechenbarsten Vortheile auf seiner Seite wären."

„Eben deshalb halte ich Skrzynecki's Zurücktreten für ein großes Glück," meinte einer der jungen demokratisch gesinnten Officiere: „sein ganzes Zaudersystem, dieses Diplomatisiren auf dem Schlachtfelde haben wir allein der aristokratischen Clique zu verdanken, welche den Oberfeldherrn wie eine Art Hofstaat umgiebt. Diese Aristokratie scheut sich ordentlich, dem Kaiser Nicolaus tüchtig die Zähne zu weisen, hofft durch beständiges Laviren zu gewinnen, hat kein Vertrauen auf die

Kräfte der polnischen Nation und stürzt diese wie sich ins Unglück."

„Es ist himmelschreiend," fuhr er in aufgeregtem Tone fort, „wie diese Aristokratie sichtbar bemüht ist, sich dem Kaiser von Rußland gefällig zu zeigen; anstatt aus allen Kräften den Aufschwung der Nation zu befördern, tritt sie diesem überall hemmend entgegen. Es dürfte schon längst kein Russe mehr auf polnischen Gebieten sein, hätte man alle Kräfte der Nation entfesselt, alle Quellen der Nationalkraft sprudeln lassen; aber so hat diese hochadelige Clique vor dem polnischen Volke selbst größere Furcht als vor dem Zaare. Diese Thoren, sie glauben sich in Petersburg eine Stufe in den Himmel zu bauen, wenn sie die wahre Volkskraft unterdrücken, den Krieg bloß zu Ehren der polnischen Waffen führen und ihn vermittelst Vertrags zu einem für sie erwünschten Ende bringen. Hat denn unser Erbfeind je Verträge gehalten? Diese Wahnsinnigen, die sich schmeicheln, wenn Polen zum dritten Mal eine Beute Rußlands wird, gnädiger wegzukommen, weil sie selbst dem Feinde in die Hand gearbeitet haben. Gerade auf sie wird zuerst der kaiserliche Zorn herniederzucken und sie zerschmettern; denn nimmer wird Nicolaus einem Polen, er sei welcher es wolle, vergeben, gegen ihn, den Selbstherrscher, das Schwert gezogen zu haben. Darum, nur die Entfernung Skrzynecki's vom Obercommando kann Polens Rettung sein, denn mit ihm stürzt zugleich der so verderbliche Einfluß der volksfeindlichen Aristokraten und dann erst wird der Krieg eine Nationalsache. Der zum Oberfeldherrn ernannte Dembinski ist zwar ein großer Verehrer des zeitherigen Generalissimus, aber er ist volksthümlicher, weil er an der guten Sache nicht verzweifelt."

„Wie verlautet," bemerkte ein anderer Officier, „soll

Dembinski's Plan dahin gehen, die Hauptstadt aufzugeben, mit der Armee nach Litthauen zu gehen und so die feindliche Armee von dem Herzen Rußlands abzuschneiden."

„Ein kühner Plan," sprach Ottokar; „es ist nur die Frage, wie sich die Armee in dem unwirthbaren Litthauen ohne die mächtigen Hülfsquellen der Hauptstadt wird halten können. Auch dürfte der Gedanke, die Russen im Besitze Warschaus zu wissen, im In- und Auslande von sehr nachtheiligen Folgen sein."

„Alle diese Fragen," erwiderte ein bejahrter Obristlieutenant, der in den Kreis getreten war, „sind im jüngsten Kriegsrathe zur Sprache gekommen und sind die Folge, daß man die litthauische Expedition aufgegeben hat. Dagegen soll der General Romarino mit dem Kern der Armee die Weichsel aufwärts marschiren, und womöglich der feindlichen Hauptarmee in die Flanke fallen."

„Wie," frug Ottokar erschrocken, „man will das polnische Heer theilen, jetzt wo Paskewitsch mit seiner Hauptmacht vor Warschau steht? Wer soll denn die Hauptstadt vertheidigen, falls es zum Sturme kommt?"

„Dazu wird es eben nicht kommen," erwiderte der Pole, „der feindliche Generalissimus wird sich wohl hüten, unsere dreifachen Vertheidigungswerke anzugreifen: und sollte er ja Miene machen, so werden ihn dreißigtausend Polen so lange aufhalten, bis Romarino zurückkehrt."

„Aber wenn dieser General nicht so schnell zurückkehren könnte," fuhr Ottokar mit höchster Besorgniß fort, „was dann?"

Eine lange, tiefe Pause erfolgte.

„Dann wird Warschau gestürmt," rief Ottokar mit immer steigender, ergreifender Stimme, „und Polen

gehet unter auf eine Art, wie wir sie alle nicht geträumt haben. Daß Paskewitsch Alles daran setzen wird, Meister von Warschau zu werden; daß es ihm hier auf Schonung von Menschenleben nicht ankommt, leuchtet den Beschränktesten ein, und daß die Hälfte der polnischen Armee selbst beim verzweifeltsten Widerstande nicht ausreicht, den zahllosen, furchtbaren feindlichen Massen den Besitz der Hauptstadt streitig zu machen, dieses ist gleichfalls nicht schwer einzusehen. O unglückseliger Gedanke, gerade in dem Augenblick, wo Einheit der Armee zur höchsten Lebensfrage wird, wo es Alles gilt, wo die Hauptstadt, wo Polens Wohl und Wehe auf dem Spiele steht, die ohnehin nicht starken polnischen Streitkräfte eigenmächtig zu zersplittern. Diesen unheilvollen Rath kann nur des Landes schwärzester Genius den polnischen Führern eingegeben haben."

„Ich sehe schon ein," platzte der junge demokratische Officier ziemlich vorlaut heraus, „dieses vortreffliche Flankenmanöver hat sich die Aristokratie ausgesucht. Sie sieht, daß es hier bei Warschau zu einem Hauptschlage kommen muß, darum trennt sie sich mit dem Kerne der Armee von der Nationalsache, der sie nie von Herzen ergeben war und sucht ihre Haut ins Trockene zu bringen. Sie wird nun den Krieg mit dem Feinde auf eigene Hand führen, ihr zeitheriges Lavirsystem fortsetzen und mit Nicolaus einen Vergleich, so wohlfeil als möglich, abschließen."

Diese Rede des jungen Demokraten brachte unter den versammelten Officieren lautes Murren hervor. Mehrere derselben sprachen sich sehr heftig gegen ihn aus; nur Ottokar schwieg still. Er erkannte, daß die Ansichten des patriotischen Jünglings, wie hochverrätherisch sie klangen, so unrecht nicht wären, und konnte sich nicht genug über die grenzenlose Sorglosigkeit der

übrigen polnischen Officiere wundern, welche es durchaus nicht für möglich hielten, daß der russische Oberfeldherr die polnische Hauptstadt angreifen könne.

„Wie,“ rief man, „dreißigtausend Polen in den Verschanzungen von Warschau Paskewitsch müßte blind sein, hier einen Sturm zu wagen. Er setzt die Existenz seiner ganzen Armee aufs Spiel. Zudem wird sich Romarino nicht zu weit von der Hauptstadt entfernen; wenn ja Warschau in Gefahr kommen sollte, kann er bald zu dessen Rettung da sein. Noch ist Polen nicht verloren!“

„Noch ist Polen nicht verloren,“ schallte es von allen Seiten; der junge Officier durfte gar nicht wieder zu Worte kommen und auch Ottokar sah ein, daß hier alle weitere Ausführung seiner so gegründeten Besorgnisse zu nichts führen könne.

„Der Himmel gebe,“ sprach er, von seinen Freunden Abschied nehmend, „daß ich mich getäuscht habe. Ich wünsche es von ganzem Herzen; aber, aber,“ fügte er seufzend hinzu, „ich fürchte großes, schweres Unheil.“

Er erkundigte sich, bevor er den Casernenhof verließ, nach einem jungen Oberlieutenant, Namens Breza, von dem er wußte, daß er mit Guido auf vertrautem Fuße stand und fast täglichen Umgang mit ihm pflog.

„Da kommt er so eben das Trottoir entlang,“ antwortete einer der Officiere.

So wie der junge Breza Ottokar's ansichtig wurde, zog er einen Brief von Guido aus der Brusttasche. Dieser lautete wie folgt:

Geliebter Bruder!

Ich habe Warschau verlassen, doch nur auf kurze Zeit, da ich bald dahin zurückzukehren gedenke. Forsche

nicht nach meinem Aufenthalte; es würde Dir und mir zu nichts helfen. Sei überzeugt, daß wo ich mich immer befinde, ich mein hohes Ziel, die Befreiung Polens, nie aus den Augen verliere, und daß ich mit unveränderter Liebe verbleibe Dein Bruder

Guido.

Ottokar nahm den jungen Officier, welcher ihm den Brief überbracht hatte, unterm Arm und mit ihm den Casernenhof entlang promenirend, forschte er nach Näherem über das so plötzliche Verschwinden seines Bruders.

„Mir ist nur lieb," begann er, „daß ihm kein Unglück widerfahren ist, wie ich befürchtete; aber gern möchte ich wissen, was es mit der schnellen Abreise für eine Bewandtniß hat."

„So mich nicht Alles trügt," antwortete Breza, „ist Ihr Bruder mit der Gräfin Stephanie nach Litthauen abgereist."

„Nach Litthauen?" frug Ottokar verwundert; „was will er denn in Litthauen, nachdem dort der Aufstand aller Orten unterdrückt ist?"

„Gott mag's wissen," versetzte der Officier, „die Gräfin Stephanie besitzt daselbst große Ländereien. Vielleicht hofft sie durch ihre Gegenwart, persönliche Liebenswürdigkeit und ihren Unternehmungsgeist das eingeschüchterte Landvolk für eine neue Schilderhebung zu gewinnen."

„Thörichtes Unternehmen," meinte Ottokar.

„Das sag' ich auch," begann Breza, „aber Stephanie liebt einmal das Außerordentliche und bebt vor keiner Gefahr zurück."

„Wer ist nur eigentlich diese Stephanie?" frug Ottokar; „ich habe über diese junge Dame nie ins Klare kommen können, selbst ihr Familienname ist mir unbekannt geblieben."

„Wie," entgegnete Breza verwundert, „sollte Ihnen das reizende Wesen, die Geliebte Ihres Bruders, so wenig von Interesse sein, daß Sie mit ihren Verhältnissen und Schicksalen nicht näher vertraut wären?"

„Ich habe hier und da angeklopft," meinte Ottokar, „aber nirgend genügende Auskunft erhalten; und meinen Bruder wollte ich nicht befragen."

„Der würde Ihnen," sprach der Pole, „ebenfalls wenig über Stephanien haben berichten können; so viel mir bekannt, weiß er über die junge Gräfin nicht viel mehr, wie Sie."

„Das will ich gern glauben," lächelte Ottokar; „mein Bruder, wenn er sich in ein Mädchen verliebt, ist da ein viel zu zarter und enthusiastischer Liebhaber, als daß er sich um die vielleicht prosaischen Familienangelegenheiten bekümmern sollte. Doch was mich anbelangt, so ist es wohl eine verzeihliche Neugier, wenn ich gern wissen möchte, wie Stephanie ihrem Geschlechtsnamen nach heißt."

„Diesen spricht ein Pole nicht gern aus," antwortete düster der Officier.

Ottokar ward jetzt um so neugieriger und bestürmte Breza um Näheres. Nach einer Pause fuhr Letzterer fort:

„Der Vater Stephaniens hieß Kalinski und war ein eben so eifriger Patriot als tapferer Soldat in der Napoleon'schen Armee. Er hinterließ zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, und äußerst bedeutende Besitzungen in Litthauen. Da gelang es unserm Erbfeinde, sich des Knaben zu bemächtigen; er erhielt in Petersburg eine zwar sehr glänzende, aber durchweg russische Erziehung, welche in der jungen Brust alle heiligen Regungen für die Nationalität seines Vaterlandes erstickte. So ist es gekommen, daß er dermalen in den Reihen

unserer Feinde steht und mit seinem Blute gegen Polens Freiheit kämpft."

„Sonderbar," sprach Ottokar nach einigem Nachsinnen, „lebte dieser Kalinski nicht zur Zeit der Julirevolution in Paris und war sehr befreundet mit dem Personale der russischen Gesandtschaft?"

„Es ist derselbe," bejahte Breza; „stets hat er es mit unsern Feinden gehalten; es ist schrecklich, wenn man das von einem Polen sagen muß."

„Dann habe ich bereits persönlich seine Bekanntschaft gemacht," fuhr Ottokar fort, „und Guido desgleichen, freilich nicht auf angenehme Weise; wir standen uns als Secundanten in einem Duell gegenüber."

„Ganz recht," meinte der Officier, „Kalinski's Protector, ein Attaché bei der Gesandtschaft, ward im Duell erschossen."

Ottokar, den das Andenken an jenen Zweikampf sehr düster stimmte, lenkte das Gespräch ab und erkundigte sich eines Weitern nach Stephanien.

„Dieses begeisterte Mädchen," fuhr Jener fort, „ist in politischer Gesinnung gerade das Gegentheil von ihrem Bruder; sie opfert mit Freudigkeit Blut und Leben für das Wohl des Vaterlandes, und in ihrer Gegenwart darf man des Bruders mit keiner Sylbe erwähnen, will man Stephanien nicht auf das Schmerzlichste verwunden. Sie hält den Namen ihrer Familie, weil ihn auch der Bruder trägt, für entweiht, und nennt und schreibt sich daher nie anders als „Gräfin Stephanie."

Der junge Pole erzählte noch Mancherlei über den Charakter dieses patriotischen Mädchens, welches mehr denn je das Interesse Ottokar's in Anspruch nahm.

„Ich begreife wohl," versetzte er, als Breza geendet hatte, „daß sich Guido bei seiner politischen Exaltation

sterblich in diese junge, schöne Dame verlieben mußte. Jetzt glaube ich fast auch, daß die zwei Leutchen eine Excursion nach Litthauen gemacht haben. Der Himmel gebe nur, daß sie nicht den Russen oder gar Stephaniens Bruder in die Hände fallen, welcher noch von Paris her mit Guido eine Fehde abzumachen hat."

Für sich setzte er hinzu:

„Ich kann jetzt nichts mehr für den Bruder thun. Veronika wird mir vergeben. Die Arme, jetzt dürfte er leicht für sie verloren sein."

Ottokar dankte dem jungen Polen für die erhaltenen Nachrichten; er bat ihn zugleich, daß er, sobald er über Guido's jetzigen Aufenthalt irgend etwas Näheres erfahren sollte, dies ihm sogleich mitzutheilen, und war im Begriff, den Casernenhof zu verlassen, als er sich von einem polnischen Juden mit langem Barte leise und schüchtern beim Namen nennen hörte.

Der Angerufene blieb verwundert stehen.

„Wer ruft mich? Wer bist Du?" frug er die graue Gestalt, die ihm etwas Unheimliches hatte.

„Ich bin ja kein Jüd," antwortete leise der Graurock; „kennst Du mich nicht, bin ja der Severin; Dein treuer Severin."

Jetzt konnte sich Ottokar des lauten Lachens nicht enthalten.

„Was Teufel!" rief er, „der Fasching ist ja längst vorüber, was treibst Du für Mummenschanz?"

„So schrei doch nicht," zankte leise Severin, „als ob es ganz Warschau hören sollte. Ein kluger Mann sieht sich vor. An den fürchterlichen Anfall von vorhin will ich denken. Das soll mir eine Warnung sein mein Lebelang. Das ist ja eine wahrhaft verbrecherische Nation, diese Polen; wenn der rettende Engel nicht erschienen wäre, wir könnten jetzt unsere theuern Leich-

name in Kochstücken in halb Warschau zusammensuchen; und für dieses Volk, das ob seines Cannibalismus gar keine Freiheit verdient, sollte ich mich mit den Russen herumhauen? Gehorsamer Diener. Noch diese Nacht geh ich über zum Grafen Paskewitsch Eriwanski."

„Du bist von Sinnen," entgegnete Ottokar, „Du läufst in Dein Verderben. Glaubst Du denn, man wird Dich so leicht hindurch lassen?"

„Eben deshalb bin ich in die Haut eines polnischen Juden gekrochen. Erstens bedeckt dieses Kleid mein germanisches Element, schützt mich vor den Angriffen eines wahnsinnigen Pöbels, und dann kann ich in dieser Verkleidung leicht zu den Russen gelangen. Ich bin ein friedlicher Handelsmann, der seinem Gewerbe nachgeht; was kümmert mich Völkerhaß, Krieg und Blutvergießen."

„Ottokar," fuhr er beschwörend fort, „folge meinem Beispiele. Ich verschaff' Dir ebenfalls eine Judenhaut. Es ist der einzige Weg, lebendig aus dieser blutgierigen Polakenhauptstadt zu kommen."

„Wenn ich ein Thor wäre," antwortete Jener; „ich bleibe; thue, was Dir gutdünkt, aber laß ab von Deiner abgeschmackten Idee, zu den Russen zu desertiren; das ist der kürzeste Weg zum Galgen."

Ottokar setzte ihm das Gefährliche seines Vorsatzes auseinander, daß Severin endlich bedenklich wurde und gleichfalls, wiewohl mit schwerem Herzen, beschloß, in Warschau auszuhalten.

„Du hast Recht," gestand er seufzend, „wenn man mich entdeckt, bin ich geliefert, und der erste, beste Baum, deren es in der Umgegend die Menge giebt, mein Todespfahl; es kommt zwar auf eins heraus, ob man uns ein paar Tage eher oder später das Lebenslicht ausbläst. Nun ist noch die herrliche Cholera dazu ge-

kommen; man hat hier ordentlich die Auswahl unter den verschiedenen Todesarten; ein wohlassortirtes Lager. Wenn wir vom Warschauer Pöbel verschont werden, wenn wir nicht verhungern, da die Herren Russen die Zufuhr täglich mehr abschneiden; wenn wir nicht in dem mit Bomben und Granaten beworfenen Warschau erschossen oder verbrannt, oder von den einrückenden Feinden gespießt werden: ich sage, wenn wir das Glück haben, dieser mannigfachen Todesgefahr zu entgehen, so ist immer nicht viel gewonnen; wir laufen plötzlich blau an, verdrehen die Augen, fangen an zu strampeln und aus ist es. Für die Cholera ist kein Kraut gewachsen; das sagt schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben."

Ottokar tröstete, aber Severin wollte nichts von Troste wissen, und unter fortwährenden Lamentos von Seiten des Letztern erreichten sie ihre Wohnung.

Siebentes Kapitel.

Es war ein schöner, stiller Augustnachmittag, als die beiden Schwestern, Veronika und Rafaele, in dem schönen Garten des Gutes Lindenthal, welches hoch im nördlichen Deutschland lag, die schattende Kastanienallee einsam auf- und abwandelten. In der Ferne glänzte der Spiegel der Nordsee und hier und da zog ein weißes Segel am Horizonte vorüber.

Der Besitzer von Lindenthal, ein Herr von Blumenbach und entfernter Verwandter der Familie Hohenstein, hatte, nach der furchtbaren Katastrophe des Schloßbrandes, die beiden Schwestern bei sich aufgenommen und that Alles, den beiden Verlassenen ihre Lage so ange-

nehm wie möglich zu machen. Wirklich war es auch ihm und seiner trefflichen Gattin gelungen, daß Veronika und Rafaele sich bald heimisch fühlten unter dem nordischen Himmel, und daß wieder Frieden und Heiterkeit in ihre Herzen einkehrten. Nur wenn Erstere an Guido gedachte, verdunkelte sich zuweilen das schöne Auge und im Verborgenen zitterte eine Thräne auf das Grab ihrer ersten und einzigen Liebe. Rafaele hatte vollkommen ihre frühere Lustigkeit wieder erhalten.

„Ich muß Dir gestehen, Veronika," sprach sie, als die Schwestern am Ausgange des Gartens, unter einer uralten Linde, auf einer kleinen Breterbank Platz genommen hatten, „daß es mir hier weit besser gefällt, als auf dem unheimlichen Hohenstein. Erstens erscheinen mir die Menschen biederer, herzlicher, und dann das große herrliche Meer; stundenlang kann ich zuschauen dem närrischen Gekräusel der Wellen, und wie hier und da ein Fischlein das Köpfchen neugierig hervorsteckt und mit seinen schönen Aeuglein die schöne Welt ansieht; und schweift der Blick über die grüne, unendliche Fläche, da denk' ich mir ferne Küsten und Länder, fremde Blumen und fremdartig gekleidete Menschen, die hinter dieser Wasserwüste wohnen, und das Herz wird groß und weit."

„Was sind das für herrliche Leute," fuhr sie plaudernd fort, „die in den einsamen Fischerhütten wohnen; ich bin ihnen herzlich gut. Es läßt sich so allerliebst zuhören, wenn sie erzählen von Sturm und Schiffbruch, von dem Gesange der Seejungfern, oder gar vom fliegenden Holländer. Der alte Niclas ist mein Mann; der hat Etwas erlebt auf dem Meere, mit allen Potentaten Krieg geführt und sogar mit Wallfischen; wenn der Alles drucken ließe, müßte das eine Geschichte werden. Der ist schon viermal ertrunken gewesen in seinem

Leben; aber immer wieder zu sich gekommen, und den fliegenden Holländer will er zweimal gesehen haben. Hu, bis in die kleine Fußzehe hat mich's durchzittert, als er davon erzählte."

„Ja," gestand Veronika, „ich fühl' es, hier könnte mir noch einmal wohl, hier könnt' ich noch einmal glücklich werden."

„Wenn es Dir recht ist," meinte Rafaele, „lustwandeln wir noch ein wenig nach dem Strande; der Abend wird wunderschön, und ich sehe die Sonne so gern in's Meer sinken."

„Das ist etwas Prächtiges," meinte die Schwester, „aber warte ein Augenblickchen, ich will ein Körbchen mitnehmen, vielleicht finden wir hübsche Seemuscheln."

Sie eilte den Gartengang entlang, als ihr plötzlich Herr von Blumenbach, ein paar Briefe in der Hand haltend, hastig entgegen kam.

„Gute Nachrichten aus Polen," rief er eilfertig, „wo ist Veroni?"

„Da kömmt sie," erwiderte freudig Rafaele; „das ist herrlich, Ottokar hat so lange nicht geschrieben."

„Vielleicht, daß wir ihn bald hier sehen," sprach Blumenbach, „mit sammt dem Feuerkopfe, dem Guido, und dem drolligen Kauze, wie heißt er doch —?"

„Ach, Herr Severin," rief Rafaele und klatschte freudig in die Hände, „das wäre ganz allerliebst."

Sie eilte der Schwester entgegen.

„Freue Dich, Veroni, der Onkel hat prächtige Nachrichten aus Polen."

„Zuvor muß ich vorausschicken," begann Blumenbach, nachdem man auf der nächsten Gartenbank Platz genommen, „daß meine Briefe nur in so fern für uns von freudigem Inhalt sind, als sie die baldige Rückkehr

unserer Freiheitskämpfer hoffen lassen; für die armen Polen können sie gar nicht trauriger lauten."

„Die armen, armen Polen," klagte Rafaele; „aber vor Kurzem stand es ja noch recht gut mit ihnen."

„Allerdings," fuhr der Onkel fort, „und eine Zeitlang hatte es ganz den Anschein, als ob Polen siegend aus dem Kampfe hervorgehen werde; indeß das alte polnische Erbübel, die Uneinigkeit, hat sich eingefunden, und dermalen stehen die Sachen schlimmer denn je."

„Aber um Himmelswillen," frug Rafaele erschrocken, „wo soll da Freudiges für uns herkommen? Stecken Ottokar und Guido nicht mitten drinn in der Revolution, und wenn diese nicht gelingt, was soll aus den Cousins werden?"

„Das Gute für uns," belehrte der Onkel, „ist eben eine Folge davon, daß es mit den armen Polen bald zu Ende sein wird. Ottokar schreibt mir unverholen, daß der Kampf in Kurzem beendigt sein werde, und für diesen Fall verspricht er eine schleunige Rückkehr nach Deutschland; auch will er Alles anwenden, den Guido zur Heimkehr zu bewegen, was nicht schwer fallen wird, da sich dieser in einem Polen unter russischer Herrschaft nicht lange gefallen dürfte. Dermalen befindet er sich auf einem Gute in Litthauen."

„Wie, in Litthauen?" rief Rafaele, „das liegt ja noch hinter Polen und soll, wie ich mir habe sagen lassen, von Wölfen wimmeln."

Veronika schrak zusammen.

„Die Russen stehen vor Warschau," frug sie, „und unser Freund befindet sich in Litthauen, wie ist das zu verstehen?"

„Darin findet Ottokar," erwiderte Blumenbach, „eben ein Glück für seinen Bruder. Dieser ist nach

Altpolen gereist, um daselbst die Bauern zu insurgiren; ein Unternehmen, von welchem er bald zurückkommen dürfte, da weder die Landleute im Königreiche noch in russisch Polen der Revolution sehr zugethan sind. Ottokar hofft, daß Guido dabei einen abermaligen Beweis finden werde, wie die dermalige Zeit für seine überspannten Freiheitsideen noch lange nicht reif ist; und was die Hauptsache, er wird vom Hauptschauplatze der Revolution, wo die Sache in den nächsten Tagen zur Entscheidung kommen wird, und wo die Gefahr, namentlich für einen Hitzkopf wie Guido, am größten ist, entfernt gehalten."

Veronika war trotz der vorgeblich sehr erfreulichen Nachrichten des Onkels sehr düster gestimmt. Nach einer Pause sprach sie:

„Da stehen noch große Gefahren zwischen uns und unsern Freunden."

„Ich habe immer Hoffnung, daß sich die Polen halten werden," meinte Rafaele, „und wenn sie unterliegen, wird ihnen der Kaiser Nicolaus ein gnädiger Sieger sein."

„Wenn es auf ihn allein ankäme," sprach der Onkel, „gewiß; aber die russische Politik dürfte den abermals besiegten Polen übel mitspielen, damit ihnen eine künftige Revolution nicht von Neuem in den Sinn kommt. Was mich betrifft, so bin ich ein entschiedener Feind aller der Ungerechtigkeiten, deren man sich gegen die unglücklichen Polen hat zu Schulden kommen lassen; aber auf der andern Seite ist dieses Volk wieder nicht zu bedauern; denn eine Nation von zwanzig Millionen Seelen, so sie nur einigermaßen den Willen dazu hat, wird sich ihre Selbstständigkeit zu bewahren wissen, und geht sie derselben verlustig, kann es nur durch eigene Schuld geschehen."

Rafaele, welche keine Freundin von langem Politisiren war, erkundigte sich nach dem Briefe von Severin.

„Diesem Herrn," gab der Onkel zur Antwort, „scheint es durchaus nicht zu gefallen im Polenlande. Sein Brief ist nicht ohne Laune geschrieben; doch scheint der Verfasser die Farben etwas zu grell aufgetragen zu haben. Nach seiner Aussage ist an den Polen kein gutes Haar, und er begreift den Guido und Ottokar nicht, wie sie Blut und Leben für die polnische Freiheit wagen können. Wenn es ihm nachgegangen wäre, meint er, säße er längst wieder im theuern, grünen Deutschland; aber er habe einmal an dem Ottokar den Narren gefressen, und diesem folge er, wie der treue Hund seinem Herrn."

Frau von Blumenbach kam jetzt den Gartengang daher. Ihr Gesicht drückte große Besorgniß aus.

„Unser Förster," sprach sie, „hat so eben die Nachricht gebracht, daß die Cholera in Berlin ausgebrochen."

„Unmöglich," beruhigte Blumenbach, „erst gestern habe ich Briefe aus Berlin erhalten, welche gewiß Etwas erwähnt hätten. Nein, noch hoffe ich immer, daß unser Vaterland von dieser furchtbaren Geisel wird verschont bleiben. Aber hier beschaut einmal diese Schreiben, die können von der Cholera erzählen; seht, sie sind geräuchert und durchstochen."

Er reichte mit diesen Worten die Zuschriften hin, welche er von Ottokar und Severin erhalten hatte.

Mit unwillkürlichem Schauder betrachteten die Frauen das von der Sanitätspolizei beräucherte Papier.

„Ich begreife nicht," begann nach einigem Schweigen Veronika, „wie sich in Zeiten, wo Gottes Straf-

gericht in Person über die Erde geht, die Menschen noch untereinander bekriegen und morden können."

„Ja wohl," meinte treuherzig Rafaele, „wenn alle Leute so friedlich, wie wir, zusammen lebten, ich wüßte gar nicht, wo da Revolution und Krieg und alles das Unglück, das damit zusammen hängt, herkommen sollte. — Aber die gute Tante mit ihrer Choleranachricht hat mir ordentlich bange gemacht; wie wär's, wenn wir noch einen Spaziergang nach dem Meere machten; dort, wo die grünen Wellen spielen, athmet man frei."

„So geht immer voraus," meinte Blumenbach, „ich habe noch einen Brief zu schreiben, dann komme ich nach."

Die Frauen machten sich auf den Weg nach dem Meere. Sie wandelten durch üppige Kraut- und Gemüsefelder, womit die fruchtbare Gegend vielfach bebaut war. Erst nach einer viertelstündigen Wanderung erreichten sie das Ufer. Ein Fischer saß unfern seiner Hütte einsam am Strande und besserte seine Netze aus. Ganz leise murmelten die Wellen an dem steinigen Ufer. Ein blauer Dom wölbte sich himmelshoch über die weite Wasserwüste. Aus der Ferne dämmerten wie bleicher Nebelstreif die Küsten von Norderney. Tiefe Stille ruhte über der blauen Fläche, nur daß hier und da eine weiße Seemöve sich vom Ufer erhob und kreischend dahin flog.

Rafaele war fortwährend mit Einsammeln von kleinen Muscheln beschäftigt, welche das Meer in reicher Anzahl an das Ufer geworfen hatte. Frau von Blumenbach wußte manches hübsches Meermärchen zu erzählen, und Veronika wandelte lauschend an ihrer Seite. Von Zeit zu Zeit schweifte ihr schönes Auge über die Wasserfläche und sobald ein weißes Segel am Horizonte

empor tauchte, schien sie dasselbe zu fragen, ob es nicht den Geliebten daher führe. Aber keines wollte landen; alle zogen vorüber die Straße nach Helgoland.

Rafaele kam mit einem mit niedlichen Seemuscheln gefüllten Körbchen daher gesprungen.

„Das nenn' ich Fleiß," sprach sie, sich selbst lobend; „die Muscheln werden eine prächtige Schnur abgeben."

„Es ist übrigens gut," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß wir nicht in Sicilien leben oder in Neapel; da dürfen die Frauen und Mädchen nicht so mutterseelallein am Meeresufer promeniren. Ehe man sich's versieht, ist ein Seeräuber da, und fort geht's nach Afrika oder Constantinopel, wo man verkauft wird an einen pechschwarzen Sultan."

Kaum hatte Rafaele diese Worte gesprochen, als plötzlich eine Stimme ertönte, welche die Worte sagte:

„Ist auch bei uns da gewesen."

Die beiden Mädchen schraken zusammen; Frau von Blumenbach lächelte aber und zeigte auf den Fischer, welchem jene Stimme angehörte, und der ruhig an seinen Netzen fortarbeitete.

„Ei, da muß er uns erzählen," sagte Rafaele leise zu ihrer Tante; „ich höre solche Seeräuber- und Entführungsgeschichten gern, wenn sie nicht gar zu grausig sind."

Gern erfüllte Frau von Blumenbach diesen Wunsch; man nahte sich dem Fischer und dieser theilte wirklich einige recht romantische Seeräuberstückchen aus diesen nördlichen Gegenden mit.

„Dieses Gesindel," meinte er, „findet sich überall, wo Etwas zu rauben ist; ja hat man doch Beispiele,

daß es sich bis zum fernen meerumrauschten eisigen Island verlaufen hat."

Plötzlich brach der Mann mit seiner Erzählung ab und schaute nach dem Meere. Die Frauen folgten seinen Blicken, konnten aber Nichts entdecken. Sie erkundigten sich, was er wahrnehme; aber anstatt aller Antwort sprang der Erzähler, wie von der Tarantel gestochen, auf.

„Zurück," rief er den erschrockenen Frauen zu, „man hat Böses mit Euch im Sinne!"

Mit diesen Worten eilte er seiner Hütte zu, und in demselben Augenblicke ruderte ein kleines Fischerboot um die Erdzunge, die sich zur Rechten einige hundert Schritt in's Meer erstreckte.

Die Frauen eilten schleunigst landeinwärts, als zwei übel aussehende Kerle ihnen den Weg verrannten.

„Die Blaue! die Blaue!" rief eine Stimme, die vom Meeresufer zu kommen schien, im Commandotone.

Bei diesem Rufe erstarrten die beiden Mädchen; sie glaubten die etwas kreischende Stimme des Doctor Stephani vernommen zu haben. In demselben Augenblicke ward die halb ohnmächtige Veronika von den zwei Kerls gepackt und trotz des Jammergeschreies der Frau von Blumenbach und Rafaelens nach dem Meere zurückgeschleppt.

Wirklich stand der Doctor, den man längst für todt geglaubt, der sich aber durch einen listigen Scheintod aus dem Gefängniß gerettet hatte, und der jetzt aus dem Boote gestiegen war, am Strande.

„Hab' ich Dich endlich, Täubchen," grinste er, als die gedungenen Bösewichter das bewußtlose Mädchen daher brachten; „hab' lange genug umherspioniren müssen, um das Nestchen ausfindig zu machen. Nun

kannst Du Dich satt schluchzen, das Meer wird nicht größer durch Deine Thränleins."

„Allons, in's Boot," herrschte er den Räubern zu, „in einem Viertelstündchen haben wir den Portugiesen erreicht und sind in Sicherheit."

Wirklich zeigte sich auch jetzt etwa eine halbe Meile im Meere ein nicht unansehnlicher Kauffahrteifahrer, welcher die portugiesische Flagge aufgezogen hatte.

Man legte die Ohnmächtige auf den Boden des Kahns und wollte so eben vom Lande stoßen, als sich in einiger Entfernung ein Geräusch vernehmen ließ, als wenn Jemand in's Wasser spränge.

„Was war das?" frug der Doctor und schaute aufmerksam umher.

Die zwei Helfershelfer blickten ebenfalls um sich, entdeckten aber Nichts.

„Was wird's gewesen sein," gab der Eine zur Antwort, „ein fliegender Fisch."

Der Doctor sprengte jetzt der noch immer in bewußtlosem Zustande liegenden Veronika etwas Seewasser in's Gesicht.

„Die wird sich umsehen," meinte der andere Korsar, „wenn sie die Augen aufmacht."

„Beim Teufel," erwiderte der Andere, einen lüsternen Blick auf Veronika werfend, in fremdländischem Dialect, „dieser deutsche Schuft hat keinen schlechten Geschmack."

„Ich stehe nicht für unsern Capitain," brummte der Andere in derselben Sprache, „hübsche Mädel liebt er zum Fressen."

„Der deutsche Holzbock ist bald über Bord," meinte der Erstere, „ein Tritt in's Genick und er denkt in seinem Leben nicht wieder an's Mädchenrauben."

„Ich werde dem Capitain einen Wink geben," fuhr der Andere fort, „ich glaub', er begnügt sich mit dem Mädel und die Börse ist unser."

Während dieses Gesprächs waren die Blicke des Doctors fortwährend auf Veronika gerichtet, um deren Wiederbelebung er bemüht war.

Die beiden Freibeuter ruderten mit aller Kraft, um sobald als möglich die hohe See zu erreichen, als plötzlich zwei nervige Arme aus dem Wasser langten, den Bord des leichten Kahnes erfaßten und denselben mit Riesenkraft umstürzten, so daß der Doctor, Veronika und die beiden Ruderer im Augenblick im Meere lagen.

Nach wenigen Minuten sah man einen Mann, welcher Niemand anders als der Fischer war, mit dem Frau von Blumenbach und die beiden Mädchen vor Kurzem gesprochen hatten, die von Wasser triefende Veronika im Arm haltend, an's Land steigen und, auf dem Trocknen angelangt, spornstreichs querfeldein gen Lindenthal eilen.

Der brave Mann, nachdem er allerorts umhergespäht und sich überzeugt hatte, daß nirgends Hülfe sei, um den Raub auf dem Lande zu verhindern, war in's Wasser gesprungen, als rüstiger Taucher dem Kahne ungesehen nachgeschwommen und so der Retter Veronika's geworden.

Das Hülfegeschrei Rafaelens und ihrer Tante hatte bald die ganze Gutsbewohnerschaft auf die Beine gebracht. Herr von Blumenbach stürzte an der Spitze einer Anzahl Bewaffneter nach dem Meere, wo er unterwegs auf den Fischer traf, welcher die gerettete Veronika noch immer in den Armen trug.

Blumenbach gab sogleich Befehl, das arme Mäd-

chen zu Bett zu bringen; er selbst kehrte mit dem Hausarzte, welcher sich unter den Bewaffneten befand, nach Lindenthal zurück, um alle Mittel anzuwenden, die Scheintode in's Leben zurück zu rufen; während die Uebrigen, von dem Fischer angeführt, nach dem Strande eilten, um womöglich der Räuber habhaft zu werden.

Als man das Ufer erreichte, befand sich das Boot bereits in ziemlich weiter Entfernung vom Lande, so daß an ein Nachsetzen und Einholen nicht zu denken war. Indeß konnte das geübteste Auge nur zwei Personen in dem Kahne entdecken, welche mit äußerster Anstrengung arbeiteten, um den Kauffahrteifahrer zu erreichen.

Auf die Aussage des Fischers, welcher Veronika gerettet hatte, daß es drei Räuber gewesen wären und daß, wie ihm schien, gerade der Rädelsführer sich nicht im Kahne befinde, vertheilte sich die ganze Gesellschaft längst des Ufers, um denselben, falls er an's Land steigen sollte, in Beschlag zu nehmen. Indeß waren alle Nachsuchungen vergeblich und man überzeugte sich, daß der Bösewicht den verdienten Lohn in den Wellen gefunden habe; als plötzlich ein kleiner Fischerbube auf eine Gestalt aufmerksam machte, die in ziemlich weiter Entfernung so eben an das Land gestiegen zu sein schien.

Sogleich eilte man, während einige Wachen zurückblieben, nach der Gegend, wo die Gestalt am Ufer stand. Diese ließ aber nicht auf sich warten, sondern schwenkte, nachdem sie noch eine Strecke den Strand entlang gelaufen war, nach dem Lande ein, wo sie in einem dichten Gehölz unsichtbar wurde.

„Immer nach, nach," commandirte der unermüdliche

Fischer; „fünf Mann mögen rechts abschwenken und das Fichtenholz umgehen; der Räuber kann uns nicht entkommen."

Man befolgte den Rath und fünf Mann wandten sich zur Rechten. Endlich hatte man das Gehölz erreicht; aber alles Nachforschen blieb vergeblich. Die Gestalt war und blieb verschwunden. Gleichwohl ließ man im Durchsuchen des Gehölzes und der nächsten Umgegend nicht nach, bis die Nacht hereinbrach. Erst bei völliger Dunkelheit kehrte man ermüdet, jedoch ohne den Zweck erreicht zu haben, nach Lindenthal zurück.

So wie der letzte Verfolger den Wald verlassen hatte, kam der Doctor Stephani aus seinem Versteck, einer undurchdringlichen Hecke Brombeergesträuch, hervor. Seine noch immer feuchte Kleidung war zerfetzt. Er benutzte, so ermüdet er war, die Dunkelheit, um einen Vorsprung zu gewinnen und die nächste Stadt zu erreichen; denn er war überzeugt, daß man den folgenden Morgen seiner Person von Neuem nachstellen werde.

„Ein verteufelter Kerl, der das Boot umstürzte," sprach er für sich; „übrigens entgeht mir mein Täubchen darum nicht. Ich habe jetzt die Fährde und werde unsichtbar in ihrer Nähe sein. Kommt Zeit, kommt Rath. Es wird sich wieder die Gelegenheit finden."

„Aber bei allen Geistern der Unterwelt," fuhr er nach einer Pause ingrimmig fort, „bei allen Engeln des Lichts und der Finsterniß sei es geschworen, geräth sie zum dritten Male in meine Gewalt, so laß ich sie nicht wieder los, oder es ist ihr und mein Untergang."

Mit diesem Vorsatze setzte er seine nächtliche Wanderung längst der Meeresküste fort.

Achtes Kapitel.

Die Stadt Warschau hat auf dem linken Weichselufer ihre größte Fronte dicht an die Weichsel gelehnt, und wird durch den Fluß und den Brückenkopf von Praga vertheidigt. Nach der Ebene zu erstreckt sie sich wie in einem Halbmonde mit einigen winkelartigen Einbiegungen oder Aussprüngen, und dieser bildet die eigentliche Vertheidigungslinie in einem Umfange von ungefähr vier und einer halben französischen Meile. Diese große Linie war jedoch nicht ohne natürlichen Schutz. Von den beiden äußersten Punkten, wo sich die Stadt an die Weichsel anlehnt, war sie eine Strecke weit gar nicht anzugreifen. Die Stadt selbst umschloß ein alter Douanenwall und ein Graben von etwa sechs Fuß Breite Diese Linie hatte man mit einer Menge Redouten, Lünetten und Batterien gedeckt, wovon die äußersten so weit vorgeschoben waren, daß dem Feinde jedes Bombardement der Hauptstadt unmöglich wurde.

Die Anzahl der genannten Werke belief sich auf nicht weniger denn dreiundsiebenzig, und zwar in drei Linien. Die Entfernung der äußersten derselben belief sich auf eine halbe Stunde. In dieser Linie lag das Dorf Wola, welches als der Mittelpunkt aller der umliegenden Befestigungswerke gelten konnte und das für uneinnehmbar gehalten wurde. Es führte unter den Werken die Nummer Sechsundfunfzig. Eine weite Strecke vor demselben lag noch eine einzelne Batterie, welche den ersten Andrang abhalten sollte.

Die zweite Linie bestand aus einer Reihe von pallisadirten hinten mit Redans geschlossenen Werken. Die innerste Linie bildete der Douanenwall; abermals von einer Menge kleiner Werke vertheidigt. In der

Stadt selbst befanden sich über hundertfunfzig bald größere bald kleinere Barricaden; an den Querstraßen und öffentlichen Plätzen, bei welchen nur ein kleiner Durchgang für einzelne Wagen offen gelassen worden war. Diese Barricaden sollten von der Nationalgarde und Sicherheitswache vertheidigt werden.

An Geschütz zur Vertheidigung der Hauptstadt waren hundertzwanzig Stück vorhanden; darunter dreiunddreißig eiserne Kanonen, die man im Krakau'schen hatte gießen lassen. Hundert waren daselbst fertig geworden, aber nur ein Drittheil davon hatte man herbeischaffen können.

Die Truppen, welche nach Abzug des Romarino'schen Corps zur Vertheidigung von Warschau zurückgeblieben waren, bestanden aus dreißigtausend Mann Infanterie, zweitausendfünfhundert Reitern und zweiundvierzig Kanonen, welche letztern den verschiedenen Divisionen und Batterien zugetheilt waren; endlich aus einer Reserve Artillerie von funfzig Stück Geschützen.

Diese gesammte Streitmasse hatte man in zwei ungleiche Corps getheilt, in das des Generals Uminski, zwanzigtausend Mann stark mit dreißig Kanonen und in das des Generals Dembinski, dreizehntausend Mann. Die Garnison von Praga zählte dreizehnhundert Mann und die von Warschau vierundzwanzighundert.

Was den Vertheidigungsplan anlangte, war im Allgemeinen festgesetzt worden, daß der General Bem die äußerste dritte Linie befehligen, daß unter ihm die gesammte Artillerie stehen und er besonders die Reserveartillerie, mit welcher er sich zu jedem beliebigen Augenblicke nach jedem bedrohten Punkte begeben könne,

unbedingt unter sich haben solle. Dagegen war dem General Uminski der rechte, und Dembinski der linke Flügel zur Vertheidigung übertragen. Auch darüber war man übereingekommen, daß in den Werken nur die unentbehrlichsten Truppen gelassen werden sollten, um noch eine Reserve für's offene Feld übrig zu behalten.

Allen polnischen Heerführern schien gewiß, daß die Russen nicht das stärkste Vertheidigungswerk Wola, sondern auf der schwächern Seite von Rockowiec und Mokotow her angreifen würden.

Der Feldmarschall Paskewitsch hatte, sogleich als das Corps des General Kreuz zu ihm gestoßen war, und er die Nachricht von dem Abmarsche Romarino's erhalten hatte, ernstlich an den Sturm von Warschau gedacht. Zu diesem Zwecke ließ er Modelle von allen Verschanzungen, welche die Hauptstadt umgaben, anfertigen, sie in derselben Stellung, wie sie vor Warschau standen, in der Ebene von Bloni aufstellen und nun seine Truppen im Erstürmen üben; so daß jede Abtheilung, welche zur Erstürmung eines Werks bestimmt war, an den Modellen ihre Rolle mechanisch einlernte, und am Tage der Entscheidung wisse, was sie zu thun habe. Es war diese Maßregel ganz auf den Charakter des russischen Soldaten berechnet.

Außerdem ergriff der russische Oberfeldherr jede Gelegenheit, Parlamentäre nach Warschau zu schicken, um von dem, was vorging, die genaueste Kunde zu erhalten. So entsandte er, um die Polen desto sicherer einzuschläfern, noch am vierten September einen Boten mit sehr glänzenden Anerbietungen zu einer friedlichen Ausgleichung. Man solle den Kaiser von Rußland als Oberherrn anerkennen und die Hauptstadt

übergeben. In diesem Falle werde nicht nur der Zustand, wie er vor der Revolution gewesen, zugesichert, sondern vollständige Amnestie. Ferner könne noch der Kreis von Bialystock, der 1807 losgerissen worden war, wieder dem Königreiche zugefügt werden. Die Polen sollten gewisse Woiwodschaften mit ihren Truppen besetzen und eine Deputation nach Petersburg schicken, um noch fernerweite günstige Bedingungen zu erhalten.

Die Polen beriefen sofort einen Ministerrath zusammen und man kam überein, den General Prondzynski den nächsten Tag abzuschicken, um das Anerbieten des russischen Feldmarschalls zurück zu weisen.

Prondzynski hatte hierauf eine Unterredung mit dem russischen General Dannenberg. Er war begleitet von dem Obristlieutenant Peter Wysocki, einem der Hauptanstifter des ganzen Aufstandes und dessen Gegenwart allein schon als stillschweigende Antwort angesehen werden konnte.

In der Unterredung erklärte der polnische General, daß der Präsident der Nationalregierung durch das Manifest und die Beschlüsse des Reichstags gebunden sei und daß die Polen für ihre Unabhängigkeit innerhalb der alten Grenzen zu den Waffen gegriffen hätten. Nur dann sei es der Nationalregierung erlaubt, in Unterhandlung zu treten, wenn sich der russische Kaiser zur Erfüllung dieser Wünsche geneigt zeige.

Soviel vernahm Wysocki, erklärte aber nach der Rückkehr in die Hauptstadt zu Protocoll, daß der General Prondzynski eine ganze Stunde mit dem General Dannenberg heimlich gesprochen habe. Was der Inhalt dieses heimlichen Gespräches gewesen, darüber ist nie Etwas bekannt geworden und Prondzynski hat für

gut befunden, in seiner spätern Rechtfertigung dasselbe mit gänzlichem Stillschweigen zu übergehen.

An eine Verrätherei von Seiten des polnischen Generals ist nicht zu glauben. Sein früheres Leben, wie sein Verhalten während des ganzen Feldzugs spricht dagegen. Wahrscheinlich wußte General Dannenberg die Zuversicht des charakterschwachen Mannes durch drohende Bilder zu erschüttern, denn Prondzynski war seit diesem Gespräche, wie am Abende auf dem Schlachtfelde von Ostrolenka, ein Mann ohne Muth, ohne Besonnenheit und voller Verzweiflung. Was ihn aber hauptsächlich bestimmen mochte, dieses Gesprächs nicht zu gedenken, war, daß es Dannenberg gelang, von ihm im Eifer der Unterredung Aeußerungen über die Entfernung des Romarino'schen Corps zu entlocken, in dessen Folge der Feldmarschall Paskewitsch den Sturm auf den folgenden Tag anordnete.

In Warschau hatte man von der drohenden Gefahr so wenig Ahnung, daß man die Anerbietungen der Russen wirklich für ein Zeichen ihrer Ungewißheit und des Schwankens in ihren Entschlüssen hielt. Denn außerdem war es unbegreiflich, warum man nicht polnischer Seits wenigstens auf Fortsetzung der Unterhandlungen gedrungen hätte, um Zeit zur Herbeischaffung des Romarino'schen Corps zu gewinnen. Nicht einmal ein Bote ward an dieses Corps entsendet, um den Marsch desselben zu beschleunigen.

Es war am fünften September Abends, als die Russen ihre Stellungen bei Raszyn verließen, um sich gegen alle Erwartungen der Polen nach dem furchtbar vertheidigten Wola hin aufzustellen. Der russische Oberfeldherr hatte nämlich beschlossen, den Sturm ge-

rade bei dem schwierigsten Punkte zu beginnen, es koste was es wolle, Wola zu nehmen, von wo aus der Mittelpunkt der Vertheidigungslinie durchbrochen, und ein Punkt gewonnen ward, der, einmal in seinen Händen, zu einer Festung werden mußte.

Die russische Armee, welche zum Sturm gegen Warschau heranrückte, bestand aus hundertachtzehn Bataillonen Infanterie, hundertzwanzig Escadrons und vierhundert Kanonen, zusammen hundertzwanzigtausend Mann.

Zur Erstürmung von Wola wurden tausend Mann Freiwillige aus der Garde und den übrigen Regimentern gewählt, die mit Faschinen und Sturmleitern vorangehen und ihre eingeübten Kunststücke in der Erkletterung der Verschanzungen ausführen sollten.

Während ein so ungeheurer Schlag in der Nacht vorbereitet wurde, dachte in Warschau Niemand an die Möglichkeit eines so nahe bevorstehenden Sturms; und in derselben Nacht meldete ein von Warschau kommender Adjutant dem General Romarino, daß die Russen um Frieden gebeten und durchaus keine Gefahr für die Hauptstadt vorhanden sei.

Nur General Uminski, dem man vom Warschauer Observatorium die Nachricht brachte, daß sich zahlreiche feindliche Colonnen in Marsch setzten und im russischen Lager eine große Bewegung gegen das polnische Centrum im Werke sei, schöpfte Verdacht und ließ drei Uhr Morgens am sechsten September seine Truppen unter Gewehr treten.

Es war fünf Uhr des Morgens, als der General Malachowski, welcher als General en chef die Polen befehligte, sich bei der Barriere Belvedere einfand.

Rings herrschte tiefe Stille. Die Glocken von Warschau, welche die fünfte Stunde verkündeten, klangen rein durch die Morgenluft.

Plötzlich ertönt aus der Gegend von Wola her ein Kanonenschuß; diesem folgt ein zweiter, ein dritter und diesem ein Gewitter von mehr als hundert Kanonen. Die Russen dringen vor. Den Colonnen voran sprengen Reiter, welche Faschinen in die Gräben werfen; reitende Batterien jagen heran, und die polnischen Werke werden von allen Seiten beschossen und mit Kugeln überschüttet.

Die Polen wehren sich mit gewohntem Löwenmuthe. Eine ganze Stunde bedürfen die Russen trotz ihrer furchtbaren Artillerie, ehe sie die vier Kanonen in No. 54 zum Schweigen bringen. Nachdem diese Kanonen demontirt sind, beginnt der Sturm. Die Vertheidigung ist so hartnäckig, daß einige polnische Soldaten, die, als die Russen die Brustwehr erstiegen, sich ergeben wollen, von ihren eigenen Officieren niedergestoßen werden. Das Werk ward von der linken Seite erstiegen; die Polen drängten sich zur Rechten und nicht eher gerieth es in die Hände der Russen, als bis noch vier Soldaten übrig waren. Auf ähnliche Weise wüthete der Kampf in den übrigen angegriffenen Verschanzungen. Als in Numero 54 nur noch elf Polen lebten, zündete der Artillerielieutenant Gordon die Pulverkammer an und sprengte sich mit der ganzen Batterie in die Luft. Weithin war die Erde mit russischen Leichnamen bedeckt. Man hatte die genannten beiden Werke ohne Unterstützung eines Kanonenschusses gelassen, ohne die eines einzigen Soldaten. So kämpften drei polnische Compagnien mit neun Kanonen zwei Stunden lang gegen sieben russische Regimenter und neunzig Kanonen.

Der General Bem, der den Befehl über die äußerste Linie hatte und mit seinen funfzig Reserve-Kanonen zu jedem bedrohten Punkte hineilen konnte, stand noch immer auf dem Observatorium zu Warschau, fortwährend behauptend, daß bei Wola nur ein Scheinangriff sei, die Hauptmacht werde sich von Rakowiec heranwälzen.

Unterdessen werden die polnischen Verschanzungen auf andern Seiten angegriffen. Ueberall donnern die Kanonen. Furchtbar sind die Angriffe, heldenmäßig der Widerstand.

Paskewitsch bereitet den Hauptschlag gegen Wola vor. Dieses Dorf, das mit einem Walle umgeben, war kunstgemäß befestigt; außerdem hatte man noch die Kirche zu einer Citadelle umgeschaffen. Vor Aufbruch des Romarino'schen Corps belief sich die Besatzung auf viertausend Mann und acht Kanonen; jetzt war es nur von zweitausend vertheidigt. Die Vertheidigungswerke und das Geschütz befehligte der Artilleriegeneral Sowinski, der an demselben Tage 1812 in der Schlacht bei der Moskwa ein Bein verloren, Director der Applicationsschule, während des Feldzugs im Kriegsministerio beschäftigt, jetzt aber den Befehl über eine Redoute sich ausgebeten und dabei erklärt hatte, in derselben zu sterben, sie aber nicht zu übergeben. Auch der obengenannte Obristlieutenant Peter Wysocki befand sich auf diesem gefährlichen Punkte.

Noch immer blieb Bem auf dem Observatorio. Adjutanten auf Adjutanten eilen herbei, um den General zu bewegen, daß er mit der Reserveartillerie herbeirücke. Bem verbleibt hartnäckig bei seinem Entschlusse.

Bald ist es der russischen Artillerie gelungen, Wola von allen Seiten zu beschießen. Von jeder Flanke don-

nern vierundzwanzig Kanonen. Bei diesem fürchterlichen Feuer verstummen allmählig die acht polnischen Geschütze. Trommeln wirbeln, Trompeten schmettern. In geschlossenen Colonnen rücken die Russen zum Sturme vor. Der General Berg dringt mit zwölf Bataillonen in die Verschanzung.

In diesem Augenblicke giebt der Bataillonschef des zehnten Regiments das schändliche Beispiel unter dem Rufe: „rette sich, wer kann!“ aus der Redoute zu fliehen. Wysocki sieht sich mit seinen Truppen verlassen. Die Russen gewinnen mordend immer mehr Terrain. Um den befestigten Kirchhof beginnt eine beispiellose Metzelei.

Endlich hat sich General Bem von der großen Gefahr überzeugt und rückt mit Kanonen vor; aber er hat in der Eile nur eine einzige reitende Batterie herbeischaffen können, welcher es sogar an Schutztruppen fehlt.

Mit seiner gewohnten Tapferkeit wagt er sich weit vor, doch von einer so überlegenen Artillerie auf allen Seiten angedonnert, muß er zurück. Noch eine ganze Stunde währt das Blutbad in Wola. Das Grenadierregiment Suwarow unterstützt die stürmenden Russen. Die Veteranen und das Bataillon vom achten Regiment vertheidigen jede Spanne Boden. Endlich ist Sowinski gezwungen, sich in die Kirche zurückzuziehen. Peter Wysocki fällt schwer verwundet in die Hände des Feindes.

Die Russen stürzen sich in die Kirche. Hier empfängt sie Sowinski auf einem Stuhle am Altar sitzend, geladene Gewehre neben sich. Vergebens ruft man ihm zu, sich zu ergeben. Anstatt aller Antwort erschießt er noch einige Feinde, bis andere sich über ihn stürzen.

Unter den Bayonettstichen der erbitterten Grenadiere fällt einer der größten polnischen Helden. Im Tode selbst, erzählt ein russischer Officier, hatte er noch eine drohende Miene. Nach seinem Falle muß sich das Veteranenbataillon ergeben.

Wola ist in den Händen der Russen. Die kühnsten Träume des Marschalls Paskewitsch sind übertroffen. Dreizehnhundert Gefangene und achtzehn eiserne Kanonen sind die Trophäen des Feindes bei diesen ersten Stürmen.

Fast über das Unerwartete erschrocken, und als fühle er das Bedürfniß, auf dieser so schnell ihn fortreißenden Bahn einzuhalten und nachzudenken, läßt der russische Obergeneral Halt machen. Auf das Erderschütternde Kanonenfeuer folgt eine Todtenstille längst der ganzen Schlachtlinie. Die polnischen Oberfeldherren erscheinen wie betäubt bei diesen reißenden Fortschritten des Feindes. Der Präsident der polnischen Nationalregierung, Krukowiecki, ein Mann, der sich nur durch seine Schlauheit und Verschmitztheit und seinen geheuchelten Patriotismus einen so großen Einfluß zu verschaffen gewußt, im Grunde aber stets nur seinen persönlichen Vortheil im Auge hat, erscheint auf dem Schlachtfelde. Er überschaut die Lage der Dinge und überlegt im Stillen, wie er zu operiren habe, um einen für seine Person so günstigen Vertrag wie möglich mit dem Feinde abzuschließen.

Nach einer kurzen Unterbrechung begann das russische Kanonenfeuer von Neuem. Indeß hatte jetzt der General Bem seine Reserveartillerie in Bereitschaft. Er empfing die russischen Colonnen mit einem so mörderischen Feuer, daß sie augenblicklich Halt machten.

Nun dachten die Polen auch ihrer Seits daran, eine angreifende Bewegung zu machen. Vor allen Din-

gen galt es, Wola wieder zu nehmen. Mit einem Muthe sonder Beispiel stürzten sich die polnischen Bataillone auf den Feind. Bem mit seinen reitenden Batterien donnerte zur Unterstützung heran. Mit übermenschlicher Anstrengung drängten die Polen die furchtbaren russischen Infanterie-, Cavallerie- und Artillerie-Massen bis dicht unter Wola zurück. Es gilt einen verzweifelten Versuch, die wichtige Position zurück zu erobern; unter donnerähnlichem Sturmgebrüll werfen sich die Polen auf das Dorf. Es entsteht ein namenloses Blutbad. Immer neue Bataillone wirft ihnen Paskewitsch entgegen; immer neue Cuirassierregimenter rasseln heran, immer neue Batterien fahren auf, Tod und Verderben unter den Sturmcolonnen verbreitend.

Aber keine irdische Macht vermag den für Freiheit und Vaterland Kämpfenden zu widerstehen. Die Russen werden, trotz ihrer unermeßlichen Uebermacht und der wüthendsten Gegenwehr nach Wola zurückgeworfen.

Ueber das Antlitz des russischen Oberfeldherrn zuckt ein leichter Schatten. Er zeigt mit der Linken auf eine dunkele Colonne, die in einiger Entfernung still und unheimlich, wie eine Gewitterwolke, hinter Wola hält. In wenigen Augenblicken geräth die schwarze Masse in Bewegung. Es sind zwölf Bataillone ergrauter Veteranen; alle haben unter Deutschlands und Frankreichs Sonne gefochten; sie kennen den Schlachtendonner von Austerlitz und Friedland. Dieser ambulante Vulkan rückt den stürmenden Polen entgegen. Es entsteht ein Kampf wie der zweier wüthender Elemente, wie der des Löwen mit dem Leoparden. Dreimal wirft sich jene infernalische Colonne auf die Polen; dreimal wird sie zurückgeworfen. Endlich behauptet sie das Feld.

Die Polen erkennen, daß Wola nicht wieder zu nehmen ist und sie beginnen sich zurückzuziehen. Es ist vier Uhr. Das ganze Schlachtfeld raucht, flammt, donnert und bebt. Da fühlen sich von den zahllosen Kämpfen auch die Russen ermattet. Noch bis fünf Uhr währt das Kanonenfeuer; dann tritt auf beiden Seiten tiefe Stille ein. Alles schweigt; nur die Russen sind emsig beschäftigt, Wola noch stärker zu befestigen.

So endet der erste Tag des Sturmes. Die Polen haben außer den Werken gegen dreitausendsiebenhundert Mann an Gefangenen, Todten und Verwundeten verloren; die Russen weit über siebentausend.

Noch ist ein Theil der dritten Linie der Vertheidigungswerke nicht verloren, die zweite steht ganz unversehrt, und die Armee hegt darum die gegründete Hoffnung, daß die Russen noch mehre Tage brauchen, ehe sie bis zu den Barrieren der Stadt kommen und daß unterdeß Romarino mit seinen zwanzigtausend erlesenen Truppen angelangt sein muß.

Nicht so denkt Krukowiecki. Er wie Prondzynski haben nach der Einnahme von Wola den letzten Funken von Hoffnung aufgegeben, und der verrätherische Präsident der polnischen Nationalregierung bereitet sich jetzt vor, den Theil seiner Pläne auszuführen, den er für ein solches Ereigniß berechnet hat.

Die Bevölkerung von Warschau war am Morgen dieses Tages mit Erstaunen durch Kanonendonner aus dem Schlafe geweckt worden. Aber da in der Stadt Alles ruhig blieb, befanden sich die Leute in der höchsten Sicherheit. Ja man vernahm das entsetzliche Kanonenfeuer mit einem Gefühle, als läge der Kampfplatz viele Meilen abwärts. Jedermann ging seinen gewohnten Geschäften nach. Andere, worunter namentlich

reiche Damen, im schönsten Schmucke, bestiegen Wälle und Thürme, um, wie bei der Schlacht bei Grochow, das Spiel des wilden Kriegsgottes mit anzusehen. Alle schienen zu vergessen, daß keine Weichsel sie mehr von den Russen trenne.

Anstatt aber die Bevölkerung unter die Waffen zu rufen und Alles zur Vertheidigung der Hauptstadt aufzubieten, erschien unmittelbar nach der Einnahme von Wola ein Befehl, welcher Jedermann zu verhaften drohte, der sich mit Waffen in der Hand auf der Straße blicken lasse.

Nachdem Krukowiecki das eroberte Wola von Weitem in Augenschein genommen, schickte er Adjutanten und Stabsofficiere an den Ministerrath, um diesen durch die trübsten Schilderungen von dem Geiste der Armee einzuschüchtern, und ihn nach und nach für einen Vorschlag zur Uebergabe der Hauptstadt vorzubereiten.

Am Nachmittage, nachdem auch die Wiedereinnahme Wolas mißglückt war, erschien er selbst in der Stadt und erklärte den Ministern, daß nach seiner Meinung die Hauptstadt nach einem kurzen Angriff von Wola her genommen werden und daß ihn die Nationalregierung zu Anknüpfung von Unterhandlungen ermächtigen müsse.

Aber noch lebte in den Ministern polnischer Heldensinn und Krukowieckis Antrag ward mit Würde zurückgewiesen. Man erinnerte den entarteten Polen an die Devise: „Siegen oder Sterben.“

Krukowiecki ließ sich nicht abschrecken. Abends sechs Uhr berief er die Reichstagscommissionen zusammen und trug dasselbe vor. Zugleich ließ er dieselben durch

die Nachricht einschüchtern, daß bereits drei Bomben in die Stadt gefallen wären.

Ehe man sich noch von der Lügenhaftigkeit dieser Nachricht überzeugte, gaben die Commissionen zur Antwort, daß er als Präsident durch sein Einsetzungsdecret das Recht habe, mit dem Feinde vorläufige Unterhandlungen abzuschließen, daß jedoch deren Bestätigung durchaus dem Reichstage gehöre.

Es war spät Abends, als diese Antwort erfolgte, worauf Krukowiecki erklärte, daß er den nächsten Morgen Unterhandlungen eröffnen werde.

Jedermann ist der Meinung, der Präsident wolle hierdurch nur Zeit gewinnen, um die Ankunft des Romarinoschen Corps abzuwarten. Krukowiecki, sicher aber, daß sein Streich gelingen werde, läßt weder der Armee Befehle für den folgenden Tag geben, noch hört er auf den Vorschlag des edlen Malachowski, der eine Anzahl Wagen in Bereitschaft hat, um die Infanterie von Romarino schnell herbeizuschaffen.

Um Mitternacht vom sechsten auf den siebenten September läßt Krukowiecki den General Prondzynski zu sich kommen, welcher Letzterer den ganzen Tag wie ein Träumender in den Verschanzungen umhergegangen, um ihn mit einem Briefe an den Marschall Paskewitsch zu schicken. Der Brief lautete:

„Schon wieder sei Blut vergossen worden; abermals wären Tausende von Opfern gefallen; der Präsident der polnischen Nationalregierung hielte es daher für Pflicht, den Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen nach den Bedingungen zu fragen, die er von seiner Seite dem Vertrage zum Grunde legen wolle, um daraus zu entnehmen, ob dieselben dem Interesse und der Ehre der polnischen Nation entsprächen.“

Nachdem durch den Stabschef Uminski, der gleichfalls glaubte, es handle sich nur um Zeitgewinn bis zur Ankunft Romarinos, im russischen Lager angefragt worden war, begab sich Prondzynski um drei Uhr Morgens nach Wola, zugleich mit dem geheimen Auftrage von Krukowiecki, daß die Rückkehr unter die Herrschaft des russischen Kaisers von seiner Seite die Grundlage sei, auf der er unterhandeln wolle.

Paskewitsch empfing den polnischen General sehr hochfahrend in Gegenwart des Großfürsten Michael und des Generals Toll. Der Großfürst trat indeß vermittelnd ein, und als Prondzynski den mündlichen Auftrag Krukowieckis ausrichtete, kam man überein, einen Waffenstillstand bis neun Uhr abzuschließen, wo der Präsident sich selbst, in Begleitung eines russischen Parlamentairs, nach Wola verfügen und daselbst ein Vertrag abgeschlossen werden sollte.

Als um acht Uhr des Morgens der Reichstagsmarschall, der Woiwode Anton Ostrowski, und mehrere Reichstagsmitglieder sich in dem Palaste des Statthalters zu einer vorläufigen Besprechung versammelten, sahen sie mit dem größten Erstaunen den russischen General Dannenberg mit unverbundenen Augen in vertraulichem Gespräch mit Krukowiecki und Prondzynski, umringt von ebenso erstaunten Zuschauern, welche endlich die beiden polnischen Generale in große Verlegenheit setzten.

Krukowiecki brach das Gespräch ab und setzte sich mit Prondzynski zu Pferde. Beide verbanden Dannenberg die Augen, nahmen ihn in die Mitte und ritten nach Wola.

Paskewitsch empfing den Präsidenten der polnischen Nationalregierung in der Mitte eines glänzenden Ge-

neralstabs, und es begaben sich dann zur Unterredung in das Wirthshaus zu Wola Paskewitsch, Krukowiecki, Großfürst Michael, Prondzynski und Toll. Da der russische Marschall zu Krukowiecki eben so rauh und hochfahrend zu sprechen anhob, so setzte sich der Letztere, seinem Plane gemäß, in heftigen Zorn, und Beide eröffneten einen lauten Wortwechsel, indem sie sich gegenseitig drohten. Paskewitsch setzte auseinander, daß er Alles leicht zertrümmern könne; Krukowiecki, daß ihm noch Hülfsmittel genug übrig wären, um den Russen noch theuer die Einnahme von Warschau erkaufen zu lassen.

Auch diesmal trat wieder der Großfürst Michael versöhnend dazwischen, und die Unterhandlung ging um so eher in das ruhige Gleis, als es den beiden Streitenden mit ihrem Zorn nicht sehr ernst war; denn Paskewitsch wußte nur zu gut, wie wenig er gewonnen hatte, wenn die Hauptstadt mit Verzweiflung sich vertheidigen wollte, bis Romarino mit zwanzigtausend frischen Truppen auf sein ermattetes Heer fallen könnte. Dennoch erklärte er, daß sein gestriger Sieg die Lage der Dinge sehr verändert habe, also auch die Natur der Bedingungen. Die erste sei daher, Unterwerfung unter den Kaiser und Räumung von Warschau.

Da Krukowiecki hierauf erwiderte, daß er ohne Autorisation des Reichstages darauf nicht eingehen könne, daß er aber dieselbe erwarte, so kam man überein, den Waffenstillstand bis zwei Uhr Nachmittags zu verlängern, binnen welcher Zeit Krukowiecki sich diese Autorisation verschafft haben müsse. Um zwei Uhr sollte der Sturm von Neuem beginnen.

Hierauf ritten die beiden Polen von Wola zurück und waren Augenzeugen, wie die Russen, was die polnischen Batterien sehr gut hätten verhindern können,

ihre Truppen anders aufgestellt, die Kanonen zusammen gezogen, mit denselben sich auf einen kleinen Schuß den polnischen Stellungen genähert hatten und Alles auf die bequemste Weise zu einem Angriff ordneten.

Das Schicksal Polen's wollte, daß Krukowiecki auf einer andern Seite nach dem Palaste zurückkehrte. Auf dem frühern Wege lauerte sein der Tod. Die insgeheim verschwornen Patrioten, auf das Aeußerste erschreckt und erbittert, daß sich Krukowiecki in das russische Lager begeben, hatten ihm einen Hinterhalt gelegt.

Ehe noch der Präsident nach Warschau zurückgekommen war, hatte der Minister Bonaventura Niemojowski, im Vorgefühl der kommenden Ereignisse, die Krukowiecki vorbereitete, seine Entlassung genommen, um den schmachvollen Handlungen sich nicht beizugesellen. Seinem Beispiele folgten der Minister des Aeußern, der wackere Theodor Morawski, der Cultus- und der Kriegsminister.

Um zehn Uhr wurden die Kammern berufen. Sie eröffneten ihre Sitzungen mit einem gewöhnlichen Gegenstande in Anwesenheit vieler Zuhörer.

Krukowiecki, nicht wissend, wie er die Erlaubniß zur definitiven Abschließung eines Vertrags erhalten soll, kommt auf den Einfall, den General Prondzynski als Commissär der Regierung in den Reichstag zu schicken, damit dieser durch ein schreckliches Gemälde der Lage der Hauptstadt den Reichstag einschüchtere, und dieser sich um so eher bestimmen lasse, nachzugeben, wenn er einen Kriegsverständigen, früher wegen seines Patriotismus und seiner Kenntnisse so geachteten Officier, die vorgeblichen Gefahren bekräftigen höre.

Prondzynski, in seiner Verzweiflung und Entmuthigung selbst überzeugt, daß er seinem Vaterlande den größten Dienst erzeige, wenn er den Reichstag zur Nachgiebigkeit bewege; zugleich von Liebe für eine junge Gattin beseelt, die er mit Entsetzen der möglichen Gefahr einer Mißhandlung von Seiten des eindringenden Feindes Preis gegeben sich vorstellt, hält jedes Mittel für recht, um zu diesem Zwecke zu gelangen, und diese Schwäche läßt ihn seinen bisher tadelsfreien Ruf durch Lügen beflecken, die ihm die nur zu harte Strafe zuziehen, sich in den Verdacht eines Vaterlands-Verräthers gesetzt zu haben, und von dem Feinde erkauft worden zu sein.

Er erscheint in dem Reichstage und bittet um eine geheime Sitzung und um Gehör.

Nachdem ihm beides bewilligt worden, beginnt er seinen Antrag einzuleiten, indem er eine entsetzliche Schilderung der drohenden Gefahren vorausschickt. Sein Gesicht, sonst blaß, röthet sich von ungewohntem Feuer; seine Mittheilung erhebt sich bis zur poetischen Beredtsamkeit. Er erzählt, wie er von Paskewitsch selbst im russischen Lager umher geführt worden; er habe ein gutes Auge und in der ersten Linie über zwanzigtausend Mann erkannt, vor deren Reihen die Freiwilligen mit Faschinen und Sturmwerkzeugen gestanden hätten. Diese, habe ihm Paskewitsch gesagt, seien doch hinreichend, die Gräben auszufüllen und nun stünden sechszigtausend Andere bereit, um über ihre Leiber hinweg die Mauern zu erklimmen. Man habe ihm die Munitionskammern geöffnet und er sie sämmtlich gefüllt gefunden.

Dagegen besäßen die Polen nur noch vierzehntausend kampffähige Truppen. Binnen einer Stunde wäre Warschau genommen. Dann aber würde der wüthende,

blutdürstige Soldat hereinbrechen, würde sengen und brennen, wie zur Zeit Suwarow's, morden, Frauen und Töchter entehren und die alte polnische Hauptstadt, die man doch als den Feuerheerd des polnischen Patriotismus, als den Mittelpunkt der polnischen Nationalität, Cultur, Literatur und Wissenschaft erhalten müsse, vernichten.

Der Russe böte den Wiener Vertrag, er garantire den Zustand vor der Revolution; er mache Hoffnung auf den Kreis von Bialystock; verspräche volle Amnestie für alle die im Königreiche gegen den Kaiser Nicolaus Aufgestandenen, Gnade für die Russisch-Polen, Freiheit der Presse, Räumung des Landes von russischen Truppen!

Er wisse nun wohl, daß dem Reichstage seine Würde verböte, selbst einen Vertrag abzuschließen; aber es gäbe ein Mittel. Krukowiecki wolle in Hingebung für sein Vaterland dieß schmerzliche Geschäft allein auf sich nehmen. Der Reichstag solle sich nur vertagen und den Präsidenten im Allgemeinen autorisiren, einen Vertrag abzuschließen.

So ward Prondzynski durch seine Phantasie betrogen und er wieder Betrüger des Reichstages.

Es war leicht möglich, daß der Reichstag, welcher so manches schwache und ältliche Mitglied in seiner Mitte zählte, durch die Worte des Generalquartiermeisters, der als erfahrner Officier galt, eingeschüchtert wurde.

Ein Landbote, dieß befürchtend, erhob sich sofort und schlug vor, daß man sich vertagen solle, jedoch unter der Bedingung, sich augenblicklich wieder zu versammeln, sobald ein unwürdiger Vertrag geschlossen sei und diesem die Bestätigung verweigern.

Ein anderer Landbote tritt auf.

„Die Gefahr," ruft er, „von welcher General Prondzynski erzählt, ist offenbar übertrieben. So eben habe ich den General Bem gesprochen, welcher mir versicherte, daß dem Präsidenten Krukowiecki nicht zu glauben sei. Er will mit seiner Ehre verbürgen, daß sich die Stadt noch gute vierundzwanzig Stunden halten könne. Die Russen könnten unmöglich noch einmal so viel feuern wie am gestrigen Tage. Sie hätten beinahe eben so viel Munition verbraucht, als Napoleon auf seinem ganzen Zuge nach Moskau mitgenommen. Bis dahin müsse Romarino eintreffen."

„Ich bin daher dafür," schloß der Sprecher, „daß man dem Manifeste getreu bleibt; denn an den Verpflichtungen des Wiener Congresses müssen die Russen ja doch halten, wollen sie nicht mit den übrigen Mächten in Krieg gerathen."

Prondzynski will abermals das Wort ergreifen; da erhebt sich Bonaventura Niemojowski.

„Ich trage darauf an," ruft er, „dem General Prondzynski das Wort zu verbieten, denn er hat kein Recht dazu."

Hierauf beschwört er die Reichstagsmitglieder, daß man aushalten solle. Der Schrecken fängt an von der Versammlung zu weichen. Man faßt wieder Vertrauen und Muth.

Während dieser Verhandlungen ist es Nachmittags Ein Uhr geworden. Da zieht Prondzynski seine Uhr.

„Meine Herren," sind die Worte dieses unheilvollen Genius von Polen, „kommen Sie zu einem Entschlusse. Sie haben nur noch einige Minuten. In Kurzem beginnt der Donner der Kanonen und binnen einer Stunde stürmen die Russen die Hauptstadt."

Trotz diesen Worten behalten die muthigen Mit=

glieder des Reichstages die Oberhand. Wieder ist es der würdige Anton Ostrowski, der die Kammer auffordert, die Sturmglocke läuten zu lassen, die Bevölkerung zu den Waffen zu rufen, sich an die Spitze zu stellen, dem Feinde entgegenzurücken und ihm mit den Waffen in der Hand seine Anträge zu beantworten.

Der Senator Franz Rakwaski schließt sich der hochherzigen Aufforderung an. Er schlägt vor, der Bischof solle mit dem heiligen Kreuze voran gehen und die Schaaren in Kampf und Tod führen.

Da ist es wieder Polens schwarzes Geschick, die Uneinigkeit, welche jene edeln Anträge nicht zur Ausführung kommen läßt. Einigen fehlt es an kriegerischem Muth; Andere fürchten das bewaffnete Volk; wieder Andere hegen die Hoffnung, Krukowiecki werde noch ein Auskunftsmittel ersinnen, die Sache bis zur Ankunft Romarino's hinzuhalten.

Es schlägt die zweite Stunde des Nachmittags, und kaum ist der letzte Schlag hinausgeklungen zu dem Lager des Feindes, als zweihundert Kanonen zu donnern begannen. Die Polen antworten mit einem nicht minder schrecklichen Feuer. Es ist ein Getös, ein Kampf, als halte der Gott der Heerschaaren selbst Gericht über die sündenvolle Welt. Es ist das Sterberöcheln einer ganzen edeln, hochherzigen Nation.

Noch immer, trotz des fürchterlichsten Kanonenfeuers, welches die herannahende Sterbestunde Polen's verkündet, ist der Reichstag versammelt.

Mehrere Senatoren schlagen vor, den Kaiser von Rußland zum König von Polen zu ernennen, wenn er das ganze Reich in seinen alten Grenzen wieder herstellen wolle. Doch auch hierin kommt es zu keinem Beschluß. Da erhebt sich der von alter Römergröße durchdrungene Szaniecki und ruft jene ewig

denkwürdigen Worte, welche für alle Zeit in den Annalen des unglücklichen Polens glänzen werden und an die schönsten Zeiten eines heldengroßen Alterthums erinnern:

„Wohlan, so müssen wir den Ausgang des Sturmes auf unsern Stühlen erwarten. Wir müssen den General, der hierher kommt, um den Reichstag zu unwürdigen Streichen zu verleiten, und der doch der Fähigste ist das Commando zu führen, auf seinen Posten zurück schicken."

Durch diese wenigen Worte erhält der Reichstag seine Größe wieder. Man ruft dem Sprecher einstimmig Beifall zu. Prondzynski mußte abtreten. Er erhielt den mündlichen Bescheid, daß die Rechte des Präsidenten durch die Gesetze vorgeschrieben seien und der Reichstags-Marschall schlug vor, daß man dem Publikum die Thüren wieder öffnen und sich sogleich mit der Verhandlung des Gesetzes über die Eigenthumsverleihung an die Bauern beschäftige, damit, wenn die Russen stürmten, sie die Vertreter des Volkes noch im letzten Augenblicke mit dem Wohle des Volkes beschäftigt fänden.

Es schlug drei Uhr; die russische Infanterie beginnt ihre Angriffe. Cavallerie folgt; aber überall, wo der tapfere Uminski befehligt, wird der Feind mit großem Verluste zurückgeworfen. Von einer ganzen russischen Husaren-Brigade entkommen nur zwanzig Mann.

Glücklicher waren die Russen bei ihren Angriffen auf der Seite von Wola. Den hier concentrirten zweihundert Kanonen konnte die polnische Artillerie im Felde unmöglich lange widerstehen. Es fielen die Kanoniere, es lichteten sich die Reihen der schwachen Infanterie; und als immer neue feindliche Colonnen her-

anstürmten, befahl Malachowski, der hier in Person befehligte, den Rückzug der ganzen Linie.

Es schlug fünf Uhr. General Toll, dem von dem verwundeten Oberfeldherrn das Commando übergeben worden war, giebt das Zeichen zu dem entscheidenden Sturm auf das Centrum der zweiten Vertheidigungslinie.

Ehe dieses ins Werk gesetzt wird, entsendet Krukowiecki, — welcher sich auf den vom Reichstage seinem Commissär mündlich ertheilten Auftrag stützte, daß nach den Gesetzen der Regierungspräsident das Recht habe, Unterhandlungen zu eröffnen, — den General Prondzynski zum zweiten Male ins feindliche Lager, um dem Oberbefehlshaber zu erklären, daß er vom Reichstage autorisirt sei, zu unterhandeln, und daß er um Absendung eines Parlamentärs bitte, mit dem man Verträge abschließen könne.

Prondzynski sprengt durch das Feuer beider Linien, die russischen Colonnen entlang, und da man absichtlich ihm die Augen nicht verband, so erschrak der polnische General vor den zweihundert Kanonen, wie sie die Oberhand über die polnische Artillerie gewannen und über die zweihundert andern, die in Reserve standen. Man bereitete nämlich so eben den Angriff auf den Mittelpunkt der zweiten polnischen Verschanzungslinie vor.

Prondzynski ward zum Großfürsten Michael geführt. Diesem erschien die Versicherung, daß der Reichstag unterhandeln wolle, selbst unglaublich und er forderte Bürgschaft für die Wahrheit dieser Aussage. Der polnische General gab sein Ehrenwort. So ward General Berg zum Unterhändler bestimmt.

Prondzynski glaubte wirklich seinem Vaterlande einen großen Dienst zu erweisen, wenn er von dem

Großfürsten das Versprechen sich geben ließ, daß vor Beendigung der Unterhandlungen die Russen nicht in die Stadt dringen sollten. Der kaiserliche Bruder gab es und konnte es um so leichter geben, als die ganze zweite Linie und dann noch die dritte zu erobern war.

Berg und Prondzynski ritten zur Stadt zurück. Aber wie groß war die Bestürzung des Letztern, als Krukowiecki des Reichstages schriftliche Autorisation zum Unterhandeln, die der russische General verlangte, nicht vorzeigen konnte. Berg kehrte in's feindliche Lager zurück.

Während die feindlichen Kanonen von Neuem ihr Feuer eröffneten und der Sturm gegen die zweite Linie der Verschanzungen begann, ließ sich der verblendete Prondzynski nochmals von Krukowiecki bereden, noch einmal in den Reichstag zu gehen und die schriftliche Erlaubniß zum Unterhandeln zu verlangen.

So wie der General in die Versammlung trat und sein Gesuch vorbrachte, erhob sich Bonaventura Niemojowski zum zweiten Male, und trug darauf an, dem Commissär Krukowiecki's das Wort zu verbieten; auch der Reichstags-Marschall erklärte, „daß er augenblicklich den Marschallstab niederlegen würde, wenn einem General, der den Reichstag zu entmuthigen suche, in diesem Saale ferner zu sprechen erlaubt sei."

Fürchterlich donnerten die Kanonen. Noch immer stritten sich die Vertreter des polnischen Volkes, ob die verlangte schriftliche Erklärung zu geben sei oder nicht. Man wünschte bei der wachsenden Gefahr gern durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen.

Endlich machte ein Mitglied des Reichstages den Vorschlag, dem Krukowiecki das schriftlich zu geben, was man ihm mündlich habe erklären lassen, nämlich daß er als Regierungspräsident zu Unterhandlungen

ermächtigt sei. Dadurch könne er sich bei dem Feinde ausweisen, dem Reichstage bleibe immerhin das Recht, seine Bestätigung nachher zu geben oder zu verweigern. Man könne sich auch, um dem Feinde größeres Vertrauen einzuflößen, auf einige Zeit vertagen.

Prondzynski erhielt daher die Antwort, daß der Reichstag eine schriftliche Erklärung geben werde. Sie ward sogleich abgefaßt und lautete also:

Der Präsident des Senates und der Marschall der Landbotenkammer:

„Auf die Anfrage des Präsidenten der Nationalregierung, wie der Artikel IV. der Reichstagsbestimmung vom siebzehnten August dieses Jahres zu verstehen, haben wir die Ehre zu erklären, daß der Präsident der Nationalregierung, dem Geiste der frühern Gesetze in Verbindung mit der so eben gedachten Bestimmung gemäß, das Recht hat, in Unterhandlungen, welche die Beendigung des Kriegs bezwecken, zu treten."

Nach Ablieferung dieser Erklärung vertagte sich der Reichstag bis auf den Abend und gegen vierzig Landboten eilten in die Verschanzungen um zu kämpfen. Andere bemühten sich, einen allgemeinen Volksaufstand zur Vertheidigung der Hauptstadt zu Stande zu bringen. Dieß wußte aber Krukowiecki durch die ergriffenen polizeilichen Maaßregeln zu verhindern.

Dieser in den Annalen Polen's verfluchte und in der Weltgeschichte gebrandmarkte Verräther, so wie er die schriftliche Erklärung des Reichstages erhalten, und recht gut daraus ersah, daß man nur eine List, den Feind hinzuhalten, in seine Hände gelegt hatte, schrieb sogleich einen entehrenden Unterwerfungsbrief an den Kaiser von Rußland, worin er sein Volk dem Erbfeinde ohne alle Bedingung überlieferte; und schickte ihn

Abends sechs Uhr an den Marschall Paskewitsch in's russische Lager.

Während diese große Verrätherei in's Werk gesetzt wird, tobt ein unermeßlicher Kampf auf der ganzen zweiten Linie. Das Kanonenfeuer übersteigt alles bis jetzt Gehörte. Das Gemetzel ist entsetzlich. Das Blut fließt in Strömen. Polen und Russen erwerben sich unverwelkliche Lorbeeren.

Es ist Abends zehn Uhr; die Russen sind bis an die Barriere von Wola vorgedrungen. Gleichwohl hat der heldenmüthige Uminski noch kein Werk seiner zweiten Linie verloren. Das Glück und der Sieg scheint sich auf die Seite der Polen zu neigen; denn von Wola her ist der Feind zu weit vorgedrungen, so daß plötzlich Uminski mit seinem ganzen Corps in den Flanken und im Rücken des russischen Centrums steht. Der Generalissimus Malachowski, welcher diese Glückssonne emporsteigen sieht, um den Schlag für den Feind so furchtbar als möglich zu machen, sendet eiligst nach der Division Rybinski, welche an der entscheidenden Bewegung Theil nehmen soll.

Langt diese tapfere Division zeitig genug an, so wird die russische Armee in den Gräben von Warschau ihr Grab finden, so ist Polen gerettet.

Es sind die verhängnißvollsten Augenblicke in dem ganzen Aufstande; Malachowski harret mit klopfendem Herzen von Minute zu Minute; da sprengen wuthschäumend und todtenbleich seine Adjutanten heran. Der Schurkenstreich Krukowiecki's ist gelungen; die Division Rybinski hat Befehl zum Rückzuge erhalten und bereits die Verschanzungen verlassen; die ganze Reserve-Artillerie ist nach Praga gerückt und wo Malachowski und Uminski hinkommen, finden sie die Po-

sitionen verlassen und die Truppen in rückgängiger Bewegung. Alle Befehle durchkreuzen sich.

Außer sich sprengt Malachowski nach der Stadt zurück. Es ist zehn Uhr Abends; der Reichstag wieder versammelt. Von allen Orten laufen offene Beschwerden über Krukowiecki's Verrätherei ein. Eine allgemeine Entrüstung bemächtigt sich der Reichstagsversammlung. Sogleich wird einhellig die Absetzung des Regierungspräsidenten beschlossen.

Als Krukowiecki seine Dimission erhielt, bemächtigte sich seiner die rasendste Wuth. Er sah jetzt mit Entsetzen, daß er sich um alle Früchte seiner Verräthereien gebracht und daß alle seine Pläne an dem Patriotismus des Reichstages gescheitert waren.

In der ersten Aufwallung seines Zornes rief er, „man solle jetzt dem Großfürsten sagen, daß er die Stadt beschieße!" Hierauf weigerte er sich, die Dimission anzunehmen, ließ durch einen General die Gitter des Hofthores schließen, mit Truppen besetzen und ging eine Zeitlang mit dem Gedanken um, ob er nicht den ganzen Reichstag gefangen nehmen und den Russen ausliefern sollte; denn er fürchtete jetzt die Rache des feindlichen Generals, nachdem die Verrätherei mißglückt war.

Gleichwohl hatte er nicht den Muth, sich persönlich an den Vertretern des polnischen Volkes zu vergreifen; auch glaubte er und mit Recht, daß kein polnisches Militär gegen den eignen Reichstag marschiren werde. Sonach hielt er für's Beste, sich heimlich, wie ein Dieb in der Nacht, davon zu machen und verließ Warschau, nachdem er seinem eignen Vaterlande meuchlings den Dolch in's Herz gestoßen hatte.

Da Truppen und Artillerie, auf Befehl des entwichenen Verräthers, sich großentheils in Praga befan-

den und zwar in ziemlicher Unordnung, so war jetzt keine Möglichkeit mehr vorhanden, die Hauptstadt zu vertheidigen. Malachowski erhielt daher den Befehl, die Armee gänzlich nach Praga hinüber zu führen, wo der neue Regierungs-Präsident sogleich bemüht war, die wichtigsten Papiere und Effecten der Regierung einzupacken. Seinem Eifer verdankt die Nation die Errettung sämmtlicher Reichstagsprotokolle aus dieser merkwürdigen Epoche ihrer Geschichte.

Mit Thränen in den Augen räumte Uminski Nachts eilf Uhr seine Stellung, von welcher er kein einziges Werk an den Feind verloren hatte. Ihm folgten nach und nach alle übrigen Truppen.

So endete der zweite Tag des Sturms und noch kein Haus von Warschau war verloren und die letzte Linie von Vertheidigungswerken völlig unversehrt, während das Romarino'sche Corps in Eilmärschen sich näherte und dessen erste Colonnen stündlich in Praga eintreffen konnten.

Der Verlust der Russen war an diesem Tage ungeheuer gewesen. Sie zählten allein zwölf todte und verwundete Generale und fünfhundert todte und verwundete Officiere. Von dem Tausend Freiwilligen waren nur noch Vierunddreißig am Leben. Mit den Verlusten des vorigen Sturmtages mochte sich die Zahl der Kampfunfähigen auf dreißigtausend belaufen. Und dennoch mußte die Hauptstadt übergeben werden.

Die Mitternachtsstunde schlug so eben auf den Thürmen der unglücklichen Stadt, als General Berg mit Prondzynski aus dem russischen Lager kommend, im Gebäude der Regierung anlangte. Der Großfürst hatte dem polnischen General bei seinem letzten Erscheinen große Schwierigkeiten gemacht, da seinem zuletzt gegebenen Ehrenworte ungeachtet die Aussagen von

der Erlaubniß des Reichstages sich als falsch ausgewiesen, und Prondzynski hatte diesmal seine Person zur Verfügung des Großfürsten stellen müssen, falls der Parlamentär in Warschau die Sachen nicht mehr so finden sollte, als man sie verheißen.

Wie groß war daher das Erstaunen des russischen Generals, als er im Regierungspalast den General Krukowiecki nicht mehr vorfand und ihm Bonaventura Niemojowski als Präsident der Regierung vorgestellt wurde. Berg hatte aber bloß die Vollmacht, mit dem General Krukowiecki oder mit einer, von diesem bevollmächtigten Person einen Vertrag abzuschließen, welchem zu Folge die polnische Armee Warschau und den Brückenkopf von Praga räumen und den Woiwodschaft-Platz besetzen sollte, um von dort mit Petersburg über die weitern Bestimmungen zu unterhandeln. Die Gefangenen sollten gegenseitig ausgetauscht und den Polen eine Zeit vergönnt werden, binnen welcher sie ihre Effecten aus der Hauptstadt bringen könnten.

Der russische General beharrte darauf, daß er nur mit dem General Krukowiecki unterhandeln könne, oder daß, falls dieser nicht aufzufinden sei, der Reichstagsmarschall die Erlaubniß zu Unterhandlungen im Namen des Reichstags unterzeichnen solle.

Der edle Wladislaus Ostrowski erwiderte ihm hierauf hochherzig, daß zu einer so gemeinen Feigheit hunderttausend Bayonette ihn nicht zwingen würden. Es entspann sich ein langes Gespräch, an dem auch Dembinski und eine plötzlich wieder zum Vorschein gekommene Kreatur Krukowiecki's, der General Lewinski, Theil nahmen. Letzterer erklärte rund heraus, man müsse endlich einmal der Revolutionsfarçe ein Ende machen. Trotz dem heftigen Widerstreben von Seiten

Dembinski's blieb doch nichts übrig, als den Verräther Krukowiecki herbeizuschaffen, um ihm den Abschluß einer militärischen Convention in Betreff der Uebergabe Warschaus zu überlassen, da der russische General nur mit ihm zu unterhandeln den Auftrag zu haben vorgab.

Lewinski eilte seinem ehrlosen Chef nach und traf ihn drei Stunden von Warschau auf dem Wege nach Modlin. Krukowiecki ließ sich sogleich bereden, zurückzukehren, in der Hoffnung, daß sich jetzt der Reichstag eher werde bewegen lassen, die Unterwerfung Polens auf Gnade und Ungnade zu unterzeichnen und er so noch die Früchte seiner Verrätherei ernten werde. Allein er hatte sich auch diesmal getäuscht; unerschütterlich blieb der Reichstagsmarschall.

Bereits graute der Morgen des achten Septembers. Da drohte der russische General, des Debattirens überdrüssig, augenblicklich den Sturm wieder beginnen zu lassen. So kam man endlich überein, nachdem sich Krukowiecki weigerte, einen andern Vertrag, als den, der die unbedingte Unterwerfung Polens zum Zweck habe, einzugehen, daß der polnische Oberfeldherr Malachowski ermächtigt werde, den militärischen Vertrag über die Räumung Warschaus im Namen der Armee zu unterzeichnen.

Hierauf verließen der Reichstagsmarschall, der Präsident der Nationalregierung und ein großer Theil der Reichstagsmitglieder die Hauptstadt und begaben sich nach Praga. Hier hatte vor der Brücke General Bem seine vierzig Kanonen aufgestellt.

Um acht Uhr des Morgens hielten die polnischen Generale einen Kriegsrath, ob man Warschau und Praga übergeben und wohin man marschiren solle, ob

zu Romarino oder nach Modlin. Man erkannte bald, daß Ersteres nicht zu verweigern sei, wolle man die Hauptstadt vor dem Untergange bewahren. In Betreff der zweiten Frage entschloß man sich nach Modlin vorzurücken, um die Russen glauben zu machen, daß die polnische Armee, dem Manifeste des Kaisers gemäß, nach Plock gehen wolle, um sich daselbst zu unterwerfen.

Der General Dembinski entwarf hierauf die Uebergebungsacte, in Folge deren die Polen achtundvierzig Stunden Zeit haben sollten, alle Militäreffecten aus der Hauptstadt zu räumen und daß Jedem, welcher der Armee folgen wolle, dies erlaubt sei.

Mittags halb zwölf Uhr erfolgte die Uebergabe von Warschau. In der Unterredung, welche bei dieser Gelegenheit zwischen Malachowski und den russischen Generalen Berg und Neidhardt vorfiel, schlug man dem polnischen Oberbefehlshaber definitive Friedensbedingungen vor.

Malachowski erwiderte hierauf, daß er dazu nicht ermächtigt, daß aber der Unterwerfungsbrief des Generals Krukowiecki an den Kaiser Nicolaus mit der Ehre der polnischen Nation unverträglich sei. So kam man überein, daß Malachowski den folgenden Tag die Bedingungen, welche die Russen machen würden, mitgetheilt erhalten und dieselben der Nationalregierung vorlegen solle.

Der polnische Oberfeldherr richtete zugleich ein Schreiben an den Marschall Paskewitsch, worin er darauf antrug, daß General Romarino an seinem Marsche nach Modlin nicht verhindert werde.

Nachdem ein General zurück gelassen worden war, die Militäreffecten in Empfang zu nehmen, räumte die

polnische Armee Mittags zwölf Uhr am achten September 1831 Praga und wandte sich, gefolgt von einer Menge Civilpersonen, der Regierung, des Reichstages, den Redacteuren der Journale und Mitgliedern der patriotischen Gesellschaft, unter ihnen Joachim Lelewel, die Seele der ganzen großen Insurrection, gen Jablonna.

Prondzynski stellte sich als Gefangener den russischen Befehlshabern. Der Verräther Krukowiecki, dem seine Verrätherei die bittersten Früchte getragen hatte, besaß die Frechheit, der polnischen Armee folgen zu wollen. Vor Praga ankommend, erhielt er aber vom General Uminski die Weisung, daß man sofort auf ihn schießen werde, wenn er sich auf dem rechten Weichselufer blicken lasse. So ritt er gesenkten Hauptes nach Warschau zurück.

Wie ein schwerer Donner rollte die Kunde von der Erstürmung Warschaus durch Europa. Jedermann ahnete, daß der für die Freiheit Polens tödtliche Schlag gefallen sei. Und so war es. Aber nicht für Polen allein, für den ganzen Westen war der Fall Warschaus von den verhängnißvollsten Folgen, und er ist daher als ein Hauptabschnitt der neuesten Weltgeschichte zu betrachten.

Neuntes Kapitel.

Unheimlich tobte der Nordsturm in den Kronen der majestätischen Buchen, welche Borowy, das alterthümliche Stammschloß der Gräfin Stephanie, umschatteten. Guido, tiefe Melancholie auf dem schönen Gesicht,

lehnte schweigend am Fenster und schaute nach dem hier und da mit Gras bewachsenen Schloßhof herab, wo sich der ehrliche Andreas vergeblich abquälte, einem Dutzend litthauischer Bauern, welche die einzigen gewesen, die den begeisterten Aufrufen Stephaniens gefolgt waren, einige militärische Dressur beizubringen.

Der alte Soldat Napoleon's schalt und fluchte über alle Maßen bei diesem Exercitium, und es ging deutlich hervor, daß es nicht bloßes Ungeschick der Recruten war, welches alle Anstrengungen des Exerciermeisters zu nichte machte, sondern daß den Leuten der gute Wille fehlte.

„Arme Stephanie" seufzte Guido, „wie bitter hast Du Dich in Deinen Landsleuten getäuscht! Wo ist bei diesem Volke nur ein Funken, der dasselbe für das polnische Vaterland zu begeistern im Stande wäre. Fürwahr, Iwan hat Recht, diesen Leuten ist es vollkommen gleich, ob ein Czar von Rußland oder ein vom Volk gewählter König über Polen gebietet. Ich sehe jetzt ein, wie die litthauischen Aufstände so bald unterdrückt werden konnten, und erkenne die Wahrheit an, daß Polen's Freiheit und Unabhängigkeit nur im Königreiche, und zwar vor den Thoren Warschau's, erkämpft werden muß."

Da that sich die Thüre auf und eine hohe Gestalt in litthauischer Bauerntracht trat herein. Guido schaute sich verwundert um; aber gleich darauf eilte er mit ausgebreiteten Armen und unter dem freudigen Ausrufe: „Mein Bruder!" dem eingetretenen Ottokar entgegen.

„Gott sei Dank," rief dieser, den Langgesuchten herzlich an seine Brust drückend, „endlich gefunden! Aber," fuhr er mit einem Tone sanften Vorwurfs

fort, „es war nicht recht von Dir, mein Bruder, mich durch Dein urplötzliches Verschwinden so der Angst auszusetzen. Habe ich Dein Vertrauen so wenig verdient?"

„Es geschah aus Liebe zu Dir, mein Ottokar, wenn ich Dir Art und Zweck meiner Reise verschwieg," erwiderte Guido; „Du würdest mich begleitet haben; auch mußte ich Stephanien geloben, gegen Jedermann zu schweigen. Darum ist es mir ein Räthsel, wie Du mich auffinden konntest."

„Nach dem, was mir der junge Breza mittheilte," sprach Ottokar, „konnte ich Deinen Aufenthalt vermuthen; und siehe, ich habe mich nicht betrogen."

„Du gute, gute Seele!" liebkosete Guido, den getreuen Bruder von Neuem in seine Arme schließend; „aber wo kömmst Du zunächst her?"

„Direct von Warschau," war die Antwort.

„Nun," frug Guido dringend, „wie steht es in der Hauptstadt, was macht die Armee? Ich habe seit meiner Abreise keine Nachricht."

Der Gefragte antwortete nicht, wandte sich abwärts und auf seinem Gesicht malte sich der tiefste Seelenschmerz.

„Um Gotteswillen," rief Guido erschrocken, „was ist vorgefallen, ich beschwöre Dich, rede."

Nach einer unheimlichen Pause sprach Ottokar im dumpfen Tone:

„Die Fahnen Rußland's wehen auf den Zinnen Warschau's!"

Entsetzt taumelte Guido einige Schritte zurück. Er blickte auf seinen Bruder; dann schüttelte er ungläubig das Haupt und sprach:

„Ottokar, wie kannst Du solchen Scherz mit mir treiben?“

„Ich scherze nicht,“ sprach in vorigem Tone der Bruder.

„Nein, nein!“ schrie Guido, „es ist nicht möglich! Warschau in den Händen der Russen? O, Ottokar, ich beschwöre Dich nochmals, treib' keinen so fürchterlichen Scherz mit mir!“

„Vor acht Tagen,“ erwiderte Ottokar, „würde ich es auch für Scherz gehalten haben: seitdem ist es zur erschütternden Wahrheit geworden.“

Guido wankte nach dem nahestehenden Sopha, auf welches er niederfiel. Er bedeckte sprachlos sein Gesicht mit beiden Händen.

Ottokar setzte sich theilnahmvoll neben ihn und sprach Worte des Trostes. Diese wollten aber nicht anschlagen. Erst nach geraumer Zeit erholte sich der zum Tode Erschrockene in so weit, daß er nach den nähern Umständen der furchtbaren Katastrophe sich erkundigte.

Der Bruder erzählte jetzt den ganzen Verlauf des Sturmes; als er aber auf die Verrätherei Krukowiecki's kam, sprang Guido wie wahnsinnig auf und lief verzweiflungsvoll im Zimmer auf und ab.

„Noch ist nicht Alles verloren,“ schloß Ottokar seinen traurigen Bericht; „die Armee, welche Warschau verlassen, befindet sich in Jablonna. Gelingt es dem Romarino'schen Corps, sich mit ihr zu vereinigen, so haben die Polen noch immer so viel Streitkräfte, den Krieg vielleicht so lange in die Länge zu ziehen, bis irgend ein Glückswechsel ihre Sache wieder aufrichtet.“

„Nichts, nichts!“ rief Guido, noch immer verzweifelnd auf- und abschreitend; „Warschau in den Händen der Russen! Alles ist verloren. Wie demora-

lisirend muß dieses Ereigniß im In- und Auslande wirken!"

„Meine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der Sache," gestand Ottokar zu, „ist allerdings ebenfalls geschwunden, und um hiervon wahrhaft überzeugt zu werden, muß man das Leben und Treiben der polnischen Regierungshäupter und der polnischen Generäle eine Zeitlang mit ansehen. Da ist weder eine Einigkeit, noch ein Vertrauen. Ein Reichstagsmitglied, ein General mißtraut dem Andern; wenn das so fortgeht, werden sich bald alle Bande des Gehorsams lösen, und Polen geht, wie ich prophezeit habe, an seinem alten Erbübel, der Uneinigkeit, zu Grunde."

„Die Russen in Warschau," fuhr Guido, der den Gedanken noch immer nicht zu fassen vermochte, fort; „o, daß ich diesen Tag erleben muß!"

„Mein Bruder," sprach Ottokar sanft, „Du siehst jetzt, daß es Gottes Wille ist, wenn der schöne Traum von Polens Unabhängigkeit für diesmal nicht in Erfüllung ging. Fast glaube ich selbst, daß dieses Volk für diejenige Freiheit, wofür es kämpfte, von einer weisen Vorsehung noch nicht für geläutert genug erachtet ward; außerdem würde man wohl nicht so viel von Zwietracht und Verrätherei unter ihnen gehört haben. Darum, wie groß und gerecht unser Schmerz ist, Verzweiflung ziemt dem Manne nicht. Wir Beide haben mit unserm Blute für eine Sache gefochten, die des Kampf's des Edelsten werth war; mußten wir unterliegen, so war das nicht unsere Schuld. Aber nicht kann ich's billigen, wenn wir ferner an einem Kampfe Theil nehmen, der jetzt, ohne zu einem Resultate zu führen, ein reiner Kampf der Verzweiflung ist. Wir sind nach Polen gekommen, um für dessen Unabhängigkeit zu kämpfen, aber gewiß nicht, um uns

muthwilligerweise in das Verderben zu stürzen. Ich habe Dich daher unmittelbar nach Warschaus Uebergang aufgesucht; für einen wegkundigen und zuverlässigen Führer nach Polangen ist gesorgt. Wir finden dort Pässe und schiffen heim zum theuern Vaterlande. Freund Severin hab' ich über Krakau bereits vorausgeschickt, um unsere Ankunft auf Lindenthal, wo Du vor der Hand vor allen politischen Nachstellungen vollkommen gesichert bist, zu melden."

„Nimmermehr," rief Guido, vom Sopha aufspringend, „so lange noch ein Fünkchen Hoffnung für Polens Freiheit glimmt, werde ich eine Sache nicht verlassen, der mein Leben geweiht ist. Wie, jetzt, wo die Freiheit im Unglück, wollen wir sie verlassen? verläßt ein Freund den andern im Unglück? Bei Gott ist nichts unmöglich; vielleicht ist der Fall von Warschau eine bloße Prüfung; was der Tapferkeit seither nicht gelang, gelingt vielleicht der Verzweiflung. Ottokar, einen Freund, den man von Herzen liebt, verläßt man nicht, am Allerwenigsten im Todeskampfe."

Ottokar ward von den Worten Guido's, die dieser mit schöner Begeisterung gesprochen, wunderbar ergriffen und erhoben.

„Du hast Recht, mein Bruder," rief er, den Geliebten wiederholt an sein Herz drückend, „wir wollen die sterbende Freiheit nicht verlassen in ihrer letzten Stunde; mag es werden, wie es will."

Guido bemerkte jetzt, daß ihn sein Bruder nur immer mit dem einen Arme an's Herz drückte. Plötzlich stieß er einen Schreckensruf aus.

„Um Gotteswillen, Ottokar," rief er, „wo ist Dein linker Arm?"

„Er liegt bei Wola," antwortete der Gefragte,

und zog einen Stumpf aus dem schlotternden Aermel der grauen Capote.

Guido umarmte mit schmerzlicher Innigkeit den Bruder.

„Mir wäre wohl," seufzte er, „ich läge ganz dort."

„Wo ist Stephanie?" erkundigte sich nach einer Pause Ottokar, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Sie ist mit Iwan nach einem benachbarten Gute geritten," antwortete Guido, „und muß jeden Augenblick zurückkehren."

„Mein Gott," fuhr er schmerzerfüllt fort, „sie wird die Nachricht von Warschaus Falle nicht überleben. Das patriotische Mädchen ist schon außer sich, daß sie sich in ihren litthauischen Brüdern so getäuscht findet. Unsere Expedition ist gänzlich mißglückt. Da unten im Hofe siehst Du die männliche Bevölkerung der ganzen Umgegend, welche dem Aufrufe der Gräfin gefolgt und sich zur Vertheidigung des Vaterlandes gestellt hat. Aber auch bei den Wenigen scheint der Eifer und die Kampfeslust nicht groß zu sein. Es ist daher das Beste, wenn wir sobald als möglich die polnische Armee wieder zu erreichen suchen. Seit Polen kein Warschau mehr besitzt, lebt seine Freiheit einzig und allein in den Reihen der tapfern Armee."

Kaum hatte Guido diese Worte gesprochen, als Stephanie auf schneeweißem Zelter in den Schloßhof sprengte. Sie ging als stattliche Jägerin gekleidet und ihre anmuthvolle Gestalt ward durch das knappanliegende Reitkostüm sehr gehoben. Die schwarzen Locken quollen in reicher Pracht unter dem grünen Baret hervor, worauf stolze Reiherfedern schwankten. Auf dem reizen-

den Antlitz glühte die Hitze des schnellen Rittes, das Auge strahlte kampfbegeistert.

„Auf, Ihr Leute!" rief das kühne Mädchen den im Hofe versammelten Recruten zu, „gedenkt, daß Ihr Polen seid, daß es des Vaterlands Freiheit gilt; auf, folgt mir; die Feinde nahen."

Damit riß sie die blitzende Klinge aus der Scheide und sprengte wieder zum Hofthor hinaus.

„Halt, richt't Euch!" commandirte jetzt Andreas, von Kampflust beseelt.

Die Recruten standen wie angedonnert

„Rechts um; zur Seite das Gewehr," fuhr der Veteran fort; „im Sturmschritt, marsch!"

Kein Mann rührte sich.

„Rechts um," wiederholte Andreas im Donnertone, „soll ich Euch Ohren machen, Ihr Himmelsacermenter!"

Die Freiheitskämpfer, worunter sich auch zwei Juden befanden, sahen sich einander bedenklich an. Keiner schien das Commando verstanden zu haben.

Jetzt zog Andreas ein Pistol aus dem Gürtel, spannte den Hahn und rief:

„Zum Letztenmal, Rechts um, oder straf' mich Gott! ich decimire Euch, Lumpengesindel, so lange ich eine Hand rühren kann."

Diese Worte fanden Anklang, die Compagnie setzte sich in Bewegung; aber war es Angst oder Ungeschick, Einige machten Rechts, Andere Links um, Andere gar Rechts umkehrt.

Andreas, außer sich vor Zorn, brachte durch verschiedene Rippenstöße die Compagnie in Ordnung. Die Colonne setzte sich in Marsch; aber kaum hatten die Vordersten das Hofthor in Rücken, als die Hintersten schnell abschwenkten und Miene machten, sich in dem

Gehöfte zu verkriechen. Andreas, der die Desertion bemerkte, machte kurzen Prozeß und schoß einen der Ausreißer sogleich über den Haufen.

Dies wirkte. Die Böswilligen kehrten zu ihrer Pflicht zurück und bald war die Compagnie eine kleine Strecke vor dem Dorfe aufmarschirt.

Stephanie kam jetzt an der Spitze einer Schaar Reiter, worunter sich mehrere Adelige der Umgegend mit ihrem Forstpersonale befanden, angesprengt. Eine ziemliche Anzahl bewaffneten Landvolks, welches aufzutreiben dem unternehmenden Weibe gelungen war, folgte. Die ganze Anzahl der Insurgenten konnte sich auf drittehalb hundert belaufen.

„Wo ist der Graf von Hohenstein?" frug die Gräfin, zu Andreas heranreitend.

Doch kaum hatte sie dies gesprochen, als auch schon Guido an Ottokar's Seite vom Schloß daher gejagt kam.

„Es ist das thörigste Unternehmen von der Welt," sprach Letzterer, „mit dieser Handvoll Leute gegen einen Feind zu marschiren, der in hiesiger Umgegend mehrere tausend Mann regulärer Truppen stark ist."

„Ich sehe auch nicht ein," erwiderte Guido, „warum Stephanie di: Paar Bauern an das Messer liefern will; gleichwohl dürfen wir die Gräfin nicht im Stiche lassen."

„Der Feind scheint einen Ueberfall des Schlosses zu beabsichtigen," sprach Stephanie, als Guido bei ihr anlangte; „ich will ihm aber das Erbe meiner Ahnen so theuer wie möglich verkaufen. Im schlimmsten Falle soll er einen Schutthaufen finden."

Nachdem Guido seinen Bruder als einen Kämpfer für Polens Freiheit der Gräfin vorgestellt und von dieser mit einem anmuthigen Kopfnicken bewillkommnet

worden war, gab er Stephanien zu bedenken, ob es nicht rathsamer sei, den Feind hinter den Mauern und Thüren des Schlosses, als hier in freiem Felde, zu erwarten.

„Uns hinter die Mauern zu verstecken," erwiderte Stephanie, „dazu ist immerhin Zeit, wenn wir hier nicht mehr im freien Felde Stand halten können. Nach den eingezogenen Erkundigungen droht nur das Detachement eines Streifcorps, welches den Krieg auf eigne Hand zu führen scheint. Diesem Raubgesindel dürfen wir nicht die Ehre anthun, es hinter Brustwehren zu erwarten; ihm muß im freien Felde die Stirn geboten werden. Sieh', da kommt mein Adjutant vom Walde her. Er wird uns eines Nähern über die Stärke des Feindes berichten."

Wirklich sah man auch einen Reiter im scharfen Trabe daher reiten. Es war Iwan, welchen Stephanie auf Recognoscirung ausgeschickt hatte.

„Die Russen, welche sich nahen," berichtete der zurückgekehrte Kundschafter, „sind keine irregulären Raubzügler, sondern gehören einem bedeutenden Corps an, das größtentheils aus Linientruppen besteht und als Reserve für die Hauptarmee bestimmt ist. Sein nächster Zweck ist, die verschiedenen Insurrectionen Litthauens vollends zu dämpfen. Es ist daher das Beste, daß wir uns entweder in das Schloß, welches, gut vertheidigt, noch den meisten Widerstand leisten kann, oder in die für reguläre Truppen unzugänglichen Wälder Litthauens zurückziehen."

Stephanie mochte von beiden Vorschlägen nichts hören und beharrte auf ihrem Entschlusse, den Feind im offenen Felde zu empfangen.

Plötzlich lief von den äußersten Vorposten die Nachricht ein, daß der Feind herannahe und sich be-

reits in einiger Entfernung am Waldesrande blicken lasse.

In demselben Augenblicke fielen einige Flintenschüsse und russische Jäger brachen aus dem Gebüsch, welche die äußerste Vorpostenlinie der Insurgenten mit leichter Mühe zurückwarfen.

„Uebernimm den Oberbefehl, Guido,“ sprach jetzt Stephanie, „Du verstehst das Kriegshandwerk besser, als ich.“

„Recht gern,“ erwiderte der junge Mann; „aber dann ist es mein Erstes, unsere schwache Mannschaft nach dem Schlosse zurückzuführen. Trügt mich mein Auge nicht, seh' ich lange, dunkle Colonnen aus dem Walde hervorkommen.“

Ottokar unterstützte den Vorschlag seines Bruders; Stephanie aber machte beiden ein bitterböses Gesicht.

„Wir sind ja noch gar nicht angegriffen,“ sprach sie, „und wollen die Flucht ergreifen. Ist das ritterlich? Wer wird so ängstlich darauf bedacht sein, seine Person in Sicherheit zu bringen, wenn es die Freiheit des Vaterlandes gilt?“

Vom Walde her tönte jetzt ein langhinrollendes Pelotonfeuer; mehrere der polnischen Vorposten stürzten; die Uebrigen ergriffen im gestreckten Laufe die Flucht und eilten nach ihrem Hauptcorps zurück.

Immer zahlreichere Colonnen entwickelten sich dem dunklen Walde. Es unterlag keinem Zweifel, daß ein sehr beträchtliches Corps regulärer Truppen im Anmarsche sei.

Nochmals drangen Guido und Ottokar inständig in Stephanien, die noch immer keine Gefahr erblicken wollte, schleunigst nach dem Schlosse zurückzukehren, als plötzlich in einer Entfernung von ungefähr fünf-

hundert Schritten, zur Rechten, die Erde zu donnern begann, eine Colonne russischer Dragoner hinter einem Wäldchen von manneshohem Buschwerk hervorschwenkte und in Sturmeseile daherrasselte. Der russische Befehlshaber hatte so geschickt manövrirt, daß seine Reiter ganz unbemerkt genaht waren und jetzt wider alles Erwarten dem Polenhäuflein in die Flanke fielen.

Im Nu waren die Schwadronen herangebraust und nach kurzem Widerstande stoben die Insurgenten nach allen Seiten auseinander. Vergebens waren die Bemühungen Stephaniens und der beiden Brüder Hohenstein, welche überall umherflogen um die Ihrigen zum Standhalten zu ermahnen. Jedermann suchte in schleunigster Flucht sein Heil, und ehe die russische Infanterie herankam, hatten die Dragoner den vollständigsten Sieg davongetragen.

Stephanie, welche an Guiod's Seite mit einem Muthe kämpfte, der hoch über ihr Alter und Geschlecht erhaben stand, hatte durch wohlgerichtete Pistolenschüsse bereits mehrere feindliche Reiter vom Pferde geschossen, als ein russischer Major gegen sie ansprengte.

„Wirf Deine Waffen weg, Wahnsinnige!" rief er, „oder Du bist verloren."

„Ha!" antwortete die Gräfin, als sie ihres Gegners ansichtig geworden, und ihr Antlitz flammte vor Zorn und Kampfeshitze. „Du hier? So ward mir die Rache vorbehalten für den Verräther meiner Ahnen und meines Vaterlandes."

Mit diesen Worten drückte sie auf den russischen Officier, der Niemand anders als ihr eigener Bruder war, ein Pistol ab, daß die Splitter seines Helmes weit umhersprangen. Kalinski behielt aber seine vollkommene Ruhe und Geistesgegenwart.

„Nehmet sie gefangen," gebot er mehreren seiner Leute, „aber tödtet sie nicht."

Einige der Dragoner drangen auf die kühne Polin ein.

„Wie," rief diese mit erhobener Stimme, als sie sah, daß hier keine Rettung mehr möglich sei, „ich die Gefangene Rußlands? Eher die Braut des Todes!"

Mit diesen Worten drückte sie mit fester Hand einen blitzenden Dolch in das hochklopfende Herz. Rosenrothes Blut entströmte der Todeswunde; Leichenblässe überzog das holdselige Antlitz.

„Rächet mich, Ihr Brüder von Warschau," sprach leise das Heldenmädchen, und sank wie eine geknickte Lilie zusammen.

Guido kämpfte wie ein Verzweifelter gegen die Uebermacht; als ihn der wohl geführte Schwertschlag eines Dragoners gleichfalls vom Pferde stürzte. Einer der Reiter stieg ab, dem Verwundeten vollends den Rest zu geben, ward aber von Kalinski, der Guido erkannt hatte, zurückgehalten.

„Du bist gerächt, seliger Freund," sprach er für sich; „aber der Tod wäre für Deinen Mörder eine zu gelinde Strafe; für diesen Bösewicht wird sich ein Plätzchen in den Bergwerken finden, wo er die Sonne nicht wieder sehen soll."

Damit winkte er einigen Dragonern, den Verwundeten nach dem Schlosse, das von den Russen bereits genommen worden, in Verwahrsam zu bringen und ihn auf das Sorgfältigste zu bewachen.

Hierauf trat der russische Major zu Stephanien, die entseelt am Boden lag. Der schnelle Tod hatte die reizenden Züge nicht verlöschen können. Das bleiche

Antlitz des Mädchens war noch immer von unnennbarer, rührender Schönheit.

„Verblendete Schwester,“ sprach leise Kalinski, und eine Thräne trat ihm unbemerkt ins Auge; „Dir war eine schönere Zukunft vorbehalten. Du hast es nicht gewollt.“

Hierauf befahl er, die Leiche im Erbbegräbnisse des Schlosses still beizusetzen.

Ein Adjutant trat jetzt heran und frug, was mit den Gefangenen geschehen sollte.

„Bis auf den Deutschen,“ gab der Major ruhig zur Antwort, „Alle“ — hier machte er mit der Hand eine eigenthümliche Bewegung, und der Adjutant entfernte sich.

Bald vernahm man dumpfe Flintenschüsse. Einer nach dem andern der Gefangenen brach von russischen Kugeln durchbohrt zusammen. Als der ehrliche Iwan an die Reihe kam, rief er noch ein kräftiges: „Noch ist Polen nicht verloren!“ in die Lüfte, worauf er gleichfalls niedersank, die heilige Erde des Vaterlandes mit seinem Herzblute tränkend.

Der Abend begann hereinzubrechen und die Füssilade hatte noch immer kein Ende. Als die russischen Schützen ihre Opfer nicht deutlich genug mehr erkennen konnten, wurde einem Jeden der Gefangenen eine Laterne vor die Brust geheftet.

Im Schlosse ging's unterdeß laut und fröhlich her; alle Fenster waren erleuchtet und die einquartirten Dragoner ließen sich die Leckerbissen der reichen Vorrathskammer trefflich schmecken.

An einem der Fenster, unter welchen in einiger Entfernung die Gefangenen erschossen wurden, stand Kalinski und schaute finstern Blickes in den Abend.

„Die Thoren,“ sprach er; „anstatt die weise Re-

gierung des gewaltigen Rußlands anzuerkennen, empören sie sich im frechen Uebermuthe. Gegen Rebellen kann man aber nicht streng genug verfahren. Was hülfe es, wenn ich dieses Volk laufen ließ; es würde das Gift des Aufruhrs aller Orten hintragen, und wir kämen nie zur Ordnung."

Mit diesen Worten schlug der Officier das Fenster zu und suchte, nachdem ihm die nöthigen Rapporte waren abgestattet worden, mit solchem Gleichmuth die Ruhe, als wäre er von einer friedlichen Jagdpartie heimgekehrt.

In dem Gemache, wo Guido, der durch den Schwertschlag des Dragoners und durch den Sturz vom Pferde nur betäubt, nicht aber verwundet worden war, in schweren Ketten lag, saßen in der andern Ecke zwei Dragoner als Bewachung, und zwischen ihnen Andreas, welcher seinen beiden Nachbarn ununterbrochen zutrank und über alle Maßen auf die Polaken und Rebellen schimpfte.

Dem alten Veteran war es mit Hülfe seiner Kenntniß der russischen Sprache und russischen Gebräuche gelungen, sich für einen Tabakshändler aus Malojaroslawitz auszugeben, welcher von den polnischen Insurgenten gefangen, unmenschlich gemißhandelt und heute durch die Ankunft der tapfern Landsleute gerettet worden war. Auf diese Art war er der Gefangenschaft und dem Tode glücklich entronnen.

„Weiß das Häschen," fuhr er in russischer Sprache fort, „dieses nichtswürdige Lumpenpack; wie haben sie mich tractirt und übel behandelt; ich sag' Dir, Toby, Prügel hat's geregnet, Du kannst Dir schwer einen Begriff machen. Sollte in ihr hochverrätherisches: „Noch ist Polen nicht verloren!" einstimmen; prosit, eine schöne Zumuthung für einen gebornen Moskowiter;

blieb stumm wie ein Fisch. Da setzt' es Püffe, ich sage Dir, Alex, verteufelte Püffe, fühl' mal her die Beule. Aber jetzt wird ihnen das Brot gebacken. Puff, da lag wieder Einer. Stoß an, Toby, mög' es allen Feinden des Kaisers so ergehen."

„Ja wohl, Tod der ganzen Geschichte — Alle mit einander," brummte der eine Dragoner, welchem Andreas bereits in dem Grade zugetrunken hatte, daß ihm der Kopf fortwährend auf die Brust sank.

„Ich sag' Dir, Alex," wandte sich der verschmitzte Andreas wieder zu dem andern Dragoner, dem der Kopf ebenfalls schon schwer war; „Du bist ein braver Soldat, ein wackerer Unterthan des Kaisers, aber nimm mir's nicht übel, vertragen kannst Du Nichts, schäme Dich, ein Schoppen wirft Dich um."

„Ich, nichts vertragen?" antwortete Alex, mit etwas schwerer Zunge, „elender Tabakshändler von Mala — la — la — la — nichts vertragen, 's ist spaßhaft — Toby, hast Du gehört — nichts vertragen" —

„Was hilft Dein Reden," fuhr der verkappte Pole fort, „ich behalte Recht; Du bist nicht mehr im Stande, dieses volle Glas, das ich so eben wieder vollgeschenkt, auf einen Zug zu leeren; sieh 'mal, wie lieblich das blinkt — herrlicher Sect."

„Gib — mal — her, Lästerzunge, Du," antwortete Alex; raffte seine ganze Kraft zusammen und stürzte den Becher mit Einem Zuge hinunter.

„Nu" — frug er gedehnt mit gläsernen Augen — „hast Du" —

Geredet, wollte er sagen; aber da sank der edle Ritter unter den Tisch. Toby schnarchte wie ein Nilpferd, und Andreas sprach leise zu Guido, welchen

er schon früher durch einige Worte mit seiner List vertraut gemacht hatte:

„Nun ein Paar Augenblicke Geduld, lieber Herr, und wir haben von beiden Biedermännern nichts mehr zu fürchten.“

Er beobachtete die beiden Betrunkenen und als er sich überzeugt hatte, daß sie einen wahren Todtenschlaf schnarchten, schlich er leise zu Guido, dessen Fesseln er löste.

„Ottokar,“ sprach er, „hat sich mit einigen Getreuen gleichfalls gerettet und wird gegen Mitternacht vor dem kleinen Thore erscheinen. Wirst Du aber zu Pferde fortkommen, armer Herr?“

„Warum nicht,“ erwiderte Guido, „ich bin nicht verwundet und habe alle meine Kräfte wieder.“

„Ist auch Stephanie gerettet?“ fuhr er dringend fort.

„Sie ist es,“ sprach Andreas in beruhigendem Tone.

„Gott sei Dank!“ seufzte Guido tief auf, „ich war in furchtbarer Angst um sie.“

Auf dem Thurme des Schlosses schlug es drei Viertel auf Zwölf.

„Wohlan, so folget mir,“ sprach Andreas, „ich habe mich während unsres Aufenthaltes im Schlosse umgesehn und bin bekannt wie eine Maus in ihren Löchern. Den zunächst stehenden Posten hab' ich aus Dankbarkeit, daß sie mich aus den Händen der Polaken befreit, gleichfalls Branntwein reichen lassen. Dieser wird seine Wirkung nicht verfehlt haben, so daß wir ungehindert passiren können.“

Wirklich erreichte man auch unangehalten das äußerste Thor. Der hier postirte Soldat wollte Lärm machen, stürzte aber von der sichern dolchbewaffneten

Hand des Andreas sogleich zu Boden. So gelangte man glücklich in das Freie.

Hier angelangt, schlug Andreas in die flache Hand, welches Zeichen in einiger Entfernung erwidert ward.

„Sie sind es," sprach der treue Pole, „nur immer gerade aus;" und bald lagen sich die beiden Brüder in den Armen.

Ottokar hatte noch einen Begleiter, einen litthauischen Jagdbeamten, mitgebracht, der sich aus dem Kampfgewühl mit den Dragonern gleichfalls durch die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet, und überdies zwei tapfere Renner.

Das Vierblatt stieg zu Pferde.

„Nun überlaßt mir das Weitere," sprach Andreas, indem er seinem Rappen die Sporen gab, und kein Russe soll uns Etwas anhaben."

Auf dem Schlosse schlug es Mitternacht; kalt strich der Herbstwind über die Fläche, als die Geretteten, unter Andreas Anführung, in erst langsamerm, dann immer schärferm Trabe, einem finstern Walde zueilten.

Zehntes Kapitel.

Es war am Morgen des Neunten Septembers, als die polnische Hauptarmee, mit ihr die Nationalregierung, der Reichstag und Alle, welche der Armee gefolgt waren, unter den Mauern von Modlin ankamen. Der in dieser Festung commandirende General empfing

die unerwarteten Gäste, und allen den Ankommenden, denen hier erst Besinnung über die plötzliche Wendung der Dinge ward, mußten die letzten Tage wie ein Traum erscheinen.

Nachdem die Truppen in der Umgegend sich gelagert, der Reichstag untergebracht, die Regierung ihren Sitz aufgeschlagen und der Generalissimus vom Marschall Paskewitsch schriftlich die Versicherung erhalten, daß das Corps des General Romarino ungehindert sich mit der polnischen Hauptarmee vereinigen könne, begab sich Malachowski zum Regierungspräsidenten und erklärte, daß er den Oberbefehl über die polnischen Truppen niederlege; nicht als ob er dem Vaterlande seine Dienste entziehen wolle, sondern weil er sei gezwungen gewesen, die Capitulation der Hauptstadt zu unterschreiben. Ein solcher General sei unwürdig, an der Spitze des polnischen Nationalheeres zu stehen, und die Regierung möge durch seine Absetzung für junge Officiere ein Beispiel geben, daß einem polnischen Heerführer dergleichen Handlungen nie verziehen werden könnten. Er habe jetzt seine Pflicht erfüllt und das Nationalheer auf seinem Schmerzensgange aus der von ihm übergebenen Hauptstadt, in eine sichere Position geführt.

Alles war über die großartige Denkungsart und den Edelmuth dieses ehrwürdigen Veteranen auf das Tiefste gerührt. Jedermann beschwor ihn, den Oberbefehl beizubehalten. Aber Malachowski blieb standhaft bei seiner Weigerung.

Es entstand demnach die wichtige Frage, wem man die erledigte Oberbefehlshaberstelle anvertrauen sollte. Nach langen Debatten hierüber ward endlich in einem Kriegsrathe von sechsundvierzig Generalen und Commandanten der General Ribinski mit achtzehn Stimmen

gewählt. General Bem hatte sechszehn Stimmen erhalten.

Die Lage der polnischen Angelegenheiten war jetzt, nachdem man sich von der ersten Bestürzung erholt, noch gar nicht verzweifelt. Wenn die Armee mit Inbegriff aller Gefangenen und Zurückgebliebenen, in Folge des Sturmes der Hauptstadt zehntausend Mann verloren hatte, so war sie, verstärkt durch die Besatzungen von Warschau und Praga, doch gegen fünfundzwanzigtausend Mann stark in Modlin angekommen, hatte sonach die Besatzung dieser Festung eingerechnet, über dreißigtausend Mann mit neunzig Kanonen im Felde zur Verfügung.

Aber die größte Hoffnung beruhte auf Romarino's zwanzigtausend auserlesenen Truppen, welche die Armee auf das Doppelte verstärken mußte.

Außerdem befehligte Rozycki gegen achttausend Mann im Krakau'schen und die Besatzung in Zamosk war viertausend Mann stark.

Zwei Festungen im Besitz, die Flüsse Narew und Bug beherrschend und jeden Augenblick im Stande, mit funfzigtausend Mann und hundertdreißig Kanonen auf das linke Weichselufer oder nach Litthauen zu gehen, mußten die Polen den Russen noch immer die größte Besorgniß erwecken. Letztern kostete der Sturm von Warschau dreißigtausend Mann, funfzehntausend brauchten sie zur Wahrung der Hauptstadt. Demnach verfügten sie im ganzen Königreiche nur etwas über achtzigtausend Mann und konnten einem Angriff der polnischen Hauptarmee kaum Fünfundfunfzigtausend entgegenstellen.

Die Russen nahmen unter diesen Umständen zu diplomatischen Mitteln ihre Zuflucht, suchten die Verhandlungen mit den polnischen Feldherren in die Länge

zu ziehen, und schickten auch wohl Emissäre in's polnische Lager, die Officiere zum Anfall zu bewegen; bei mehreren Generalen und Officieren schlug das letztere Mittel an; sie reichten ihren Abschied ein und kehrten nach Warschau zurück. Das Hauptbestreben des feindlichen Marschalls war aber darauf gerichtet, das Romarino'sche Corps von der Hauptarmee abzuschneiden und, es koste was es wolle, eine Vereinigung der beiden Streitmassen zu hintertreiben.

Am eilften September ward der polnische Reichstag in einem Kapuzinerkloster eröffnet.

Es ist einer der merkwürdigsten Augenblicke in der Geschichte Polens, diese Eröffnung des Reichstages in dem Kapuzinerkloster eines kleinen Städtchens, und die zahlreiche Versammlung der Stellvertreter der Nation, die, ihrem Manifeste getreu, nach so großen Unglücksfällen dennoch den heiligen Kampf fortsetzte und alle Entbehrungen des Feldlagers und der Armee theilt. Für alle Zeiten wird dieß eine der glorreichsten Erinnerungen für jeden Polen bleiben.

Nachdem der Reichstags-Marschall die Sitzung eröffnet, trug der Minister des Aeußern den Kammern einen Bericht über die Vorgänge seit dem vierten September, wo der erste russische Parlamentär in der Hauptstadt erschienen, vor; worauf einige Proclamationen an die Nation und an die Truppen beschlossen wurden. Zugleich ward dem Antrag genehmigt, in Plock eine Zeitung unter den Namen Nationalzeitung mit dem Motto: „Noch ist Polen nicht verloren!" als Organ der Regierung drucken zu lassen*). Um Alle zur Ausdauer bis zum letzten Augenblicke aufzumuntern

*) Von dieser Zeitung sind im Ganzen nur neun Nummern, vom eilften bis zwanzigsten September erschienen.

und die begonnene Desertion der Officiere zu verhindern, wurde ein Orden für Alle, welche der Armee folgten und bis zum Ende des Kampfes aushielten, unter dem Namen: „Usque ad finem“ gestiftet.

Das Regierungsblatt führte folgende Sprache:

„In diesem Augenblicke sammeln wir unsre Kräfte, suchen den letzten Groschen hervor, requiriren das letzte Getraide und den letzten Bissen Fleisch. Es erheben sich von allen Seiten Stimmen; „Zu den Waffen! zur Rache!“ und das altpolnische Lied, das Losungswort seit einem Jahrhundert: „Noch ist Polen nicht verloren!“ tönt von Neuem überall. Der Reichstag spricht über alle Verräther den Fluch aus, stärkt sich in der Treue und beschließt ermuthigende Proclamationen an die Nation und das Heer. Die Regierung wird diesem edeln Beispiele folgen. So stark als jetzt waren wir beim Beginn des Krieges nicht. Wir verzweifeln noch nicht an einem glücklichen Ausgange des Kampfes. Wir schabten die Mauern unsrer Häuser, wir suchten alte Ruinen auf, die mit so viel Blute unsrer Vorfahren bespritzt wurden, um ein paar Hände voll Salpeter zu Pulver zu erhalten. Wir lernten erst Schwerter schmieden, Kanonen gießen, nahmen aus unsern Kirchen das Silber, kämpften mit Sensen gegen den Riesenfeind, und rissen ihm den größten Theil der Waffen, die wir besitzen, aus den Händen. Wir bewaffneten unerwachsene Kinder, ja zarte Frauen. Diese Hingebung zu krönen, vernichteten wir unsere Erndte auf dem Halme und traten den Saamen künftigen Wachsthums mit Füßen. Umsonst flehten wir unter solchen Widerwärtigkeiten und Drangsalen das Ausland um Hülfe an. Verlassen und uns selbst überlassen nahmen wir uns vor, zu vergessen, daß es auf Erden eine Gerechtigkeit giebt, daß wir in einem gebildeten

Zeitalter leben. Bei den alten Völkern hielt man es für die größte Schmach, wenn ein Bürger an der Erlösung seines Vaterlandes verzweifelte. Dieses Verbrechen werden sich die Polen auch in den trübsten Umständen nicht zu Schulden kommen lassen."

„Polen ist bereit zu sterben und den Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit fortzusetzen. Mag der Ausgang sein, welcher er will, unbefleckt werden die Polen ihre Ehre davon zu tragen wissen."

Während des hatten die Verhandlungen mit den Russen ihren ungestörten Fortgang. Die Letzteren bewilligten bei einer jeden Unterredung beinahe Alles; aber immer blieb noch eine Kleinigkeit, wegen der Marschall Paskewitsch um Rath gefragt werden mußte. Niemand im polnischen Lager sah ein, daß es dem Feinde nur darum zu thun sei, Zeit zu gewinnen, um die Expedition Romarino's abzuwarten und eine fest're Position gegen die polnische Hauptarmee zu gewinnen.

Rybinski führte die Unterhandlungen mit allem Ernste. So verging eine geraume Zeit; als plötzlich die Schreckensnachricht einlief, daß das Romarinosche Corps durch Ungehorsam, Trägheit und Ungeschicklichkeit seines Führers vernichtet worden und seine Trümmer nach Gallizien übergetreten seien.

Hierauf hatten die Russen nur gewartet. Sie warfen die Maske ab und General Berg erklärte dem polnischen General Mühlberg:

„Die einzigen Bedingungen, unter welchen der Marschall Paskewitsch die Einstellung der Feindseligkeiten erlauben wolle, seien, wenn der polnische Generalissimus die Erklärung unterzeichne, daß sich die polnische Armee ohne jede Bedingung dem Kaiser und Könige Nicolaus dem Ersten unterwerfe, daß

er binnen vierundzwanzig Stunden die Festung Modlin überliefere, daß die Generale, Officiere und Soldaten sich bereit zeigten, den vorgeschriebenen Eid an den Kaiser und seinen Thronerben, dessen Formel weder die Worte Constitution noch Vaterland enthielten, zu leisten."

Ferner verlangte der Marschall, „daß sich die polnische Armee unter seine Befehle stelle, und bis auf Weiteres die Woiwodschaft Plock, wo sie sich dermalen befand, nicht verlasse."

Jetzt fiel der Schleier auch dem Kurzsichtigsten von den Augen. Die Erbitterung, welche diese Forderungen des feindlichen Generals erregten, überstieg alle Grenzen. Es blieb keine Wahl zwischen Ehre und Infamie; und fast ein Jeder, war er durch die jüngsten Unfälle noch so niedergebeugt, erhielt den ehemaligen Stolz, das alte Hochgefühl wieder.

In einem kleinen Hause des Dorfes Szpital Gorny versammelte Rybinski die polnischen Generale zu einem Kriegsrathe, um zum Letztenmale über das Schicksal des Vaterlandes zu berathen. Es fanden sich vierzig alte Krieger zusammen.

Mit tiefem Schmerze und voller Reue, dem Feinde zu viel und zu lange Vertrauen geschenkt zu haben, eröffnete Rybinski die neuesten Bedingungen des feindlichen Marschalls. Ohne alle weitere Discussion wurden auf einen Bogen Papier blos die Worte geschrieben: Annehmen oder Verwerfen.

Von den anwesenden Generalen schrieben sich vierunddreißig unter die Rubrik Verwerfen und sechs stimmten für die Annahme.

Die größte und reinste Freude bemächtigte sich der Versammlung, als das Resultat der Abstimmung bekannt wurde. Man erkannte mit Stolz und Hochge-

fühl, wie viel Ehre und Muth, trotz alles Mißgeschicks noch in der Armee vorhanden sei.

Auch Rybinski fühlte sich erhoben und schloß den Kriegsrath mit den Worten:

„Meine Waffengefährten! Wir haben gethan, was die Ehre verlangt. Nun wollen wir auch durch Nichts uns niederbeugen lassen und auf Gott vertrauen.“

Am Morgen des folgenden Tages, den neunundzwanzigsten September, beschloß Rybinski eine Musterung des ganzen Heeres zu halten. Gegen sechs Uhr war die Armee auf einer Ebene rechts vom Dorfe Szpital Gorny aufmarschirt. Vor jedem Regimente ankommend, berief der Oberfeldherr zuerst alle Officiere auf hundert Schritte vor die Fronte, und fragte, ob sie und ihre Soldaten geneigt seien, auf das andere Ufer der Weichsel zu gehen, sich mit Gewalt durch den Feind Bahn zu brechen und sich mit dem polnischen Corps im Krakau'schen zu vereinigen?

Dieselben Fragen wurden dann den Soldaten wiederholt. Da schwuren einstimmig Officiere und Gemeine auf ihre Degen und Gewehre, daß sie lieber untergehen als sich den Russen unterwerfen wollten.

Ueberall ertönte das Geschrei: „Es lebe das Vaterland! Es lebe General Rybinski!“ Die größte Begeisterung bemächtigte sich von Neuem dieser hochherzigen Armee, die so oft in ihrem sehnsüchtigen Hoffen nach entscheidendem Kampfe war betrogen worden; und jedesmal von einem electrischen Funken durchzuckt wurde, sobald der Kriegsruf ertönte.

Bald darauf tönte das Zeichen zum Aufbruch und voller Jubel unter dem Gesange der Nationalhymne marschirte Alles der Brücke zu, welche nach dem jenseitigen Ufer der Weichsel führte.

Aber — wunderbare Vorsehung — gleichsam als wolle das Geschick die Braven bis an die Grenze ihres Landes verhöhnen, wurden sie noch einmal und zum Letztenmal in ihren Hoffnungen getäuscht. Schon hatten mehrere Bataillone und Schwadronen die Brücke passirt und das jenseitige Ufer besetzt; andere waren im Uebergange begriffen — da treffen die von Rybinski ausgesandten Kundschafter mit der Nachricht ein, daß der Feind in sehr großer Anzahl kaum eine halbe Stunde weit von der Brücke stehe und den einzig noch übrig gebliebenen Durchweg besetzt habe. Es sei an ein Durchschlagen nicht mehr zu denken. —

Rybinski befahl den Rückmarsch! —

Da ergreift Verzweiflung und Muthlosigkeit auch die wackersten Herzen. Dem plötzlichen Uebergang von der Freude bis zur Trauer unterliegt der Soldat. Nach seiner Denkungsweise kann er nicht anders glauben, als man habe ihn verkauft und wolle ihn an die Russen ausliefern.

Die Officiere haben die größte Mühe, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Desertion zu verhindern. Häufig ist es vergebens. Ganze Pelotons zerschlagen ihre Gewehre und zerstreuen sich in die Wälder.

Die Armee nimmt ihre Richtung nach der preußischen Grenze. Der Soldat weiß noch immer nicht, wohin er geführt wird. Den dreißigsten September erreicht man Lipno; den ersten October Skape; am zweiten gelangt man nach Rachow, ungewiß, wohin man sich wenden soll.

Da entscheidet sich endlich Rybinski, mit der gesammten Armee nach Preußen über zu treten. Um Mitternacht beruft er den letzten Kriegsrath. Die Mehrzahl der versammelten Officiere erklärte sich für

den vorgeschlagenen in völkerrechtlicher wie moralischer Beziehung so bedeutungsvollen Schritt.

Der Generalissimus der polnischen Nationalarmee tritt sofort mit dem preußischen Commandanten der zweiten Landwehrbrigade wegen des Uebertritt's in Unterhandlung. Es wird festgesetzt, daß die Waffen, Artillerie, Kriegsgeräthe und Pferde abgegeben, die Officiere und Gemeinen von einander getrennt werden sollen und von den polnischen Generalen wird versprochen, den ihnen vom Könige von Preußen angewiesenen Aufenthaltsort nicht zu verlassen.

Nachdem der Vertrag abgeschlossen und der edle Anton Ostrowski im Namen der Armee, bevor sie ihr theures, geliebtes Heimathland verlassen, ein Manifest an alle Könige und Völker erlassen:

„um noch einmal ihre Rechte feierlich zu verwah-
„ren und nochmals zu erklären, daß sie den ge-
„führten Kampf als einen heiligen, gerechten und
„unabänderlichen halte und immer halten werde,"

befiehlt Rybinski am Morgen den fünften October **1831** den Antritt zu dem großen Schmerzensgange.

Aber dem kühnen General Dembinski, der, da die Russen das Heer stark verfolgen, in Gemeinschaft mit Anton Ostrowski darauf dringt, dem Feinde vor dem Uebertritt noch eine Ehrenschlacht zu liefern, bleibt der Trost vorbehalten, den Russen noch Einmal seine nervige Faust fühlbar zu machen.

Er hat den Befehl über die polnische Nachhut und weicht so langsam zurück, daß die Russen ihn bald erreichen.

Zuerst erscheint ein russischer Parlamentär, welcher im Namen des Marschalls Paskewitsch seine große Verwunderung zu erkennen giebt, daß die pol-

nische Armee die russischen Bedingungen nicht angenommen habe.

Da antwortet ihm Dembinski, umgeben von seinen Officieren:

„Sagen Sie Ihrem Marschall, daß er sich irrt, wenn er glaubt, es mit asiatischen Horden, von denen er hergekommen, zu thun zu haben. Die Polen haben für ihre Freiheit gekämpft, und war ihnen nicht vergönnt, dieselbe wieder zu erringen, so wollen sie sich lieber dem Schutze civilisirter Nationen anvertrauen, als erniedrigende Bedingungen annehmen."

Sogleich befiehlt Dembinski dem Fürsten Puzyna mit seiner Batterie Posto zu fassen, und dem Obristleutnant Kaminski, mit dem siebenten Uhlanenregiment den Feind anzugreifen.

Da donnern noch einmal die polnischen Kanonen, da brausen noch einmal die alten kampfergrauten Schwadronen wie eine Wetterwolke gegen den Feind und werfen ihn eine große Strecke zurück, und erst den wiederholten Befehlen Rybinski's gelingt es, die Kampf- und Rachedürstenden Soldaten, welche das geliebte Vaterland nicht verlassen wollen, ohne gegen den Todfeind noch einen urkräft'gen Schwertstreich zu führen, zurückzurufen.

Nachmittags, am fünften October, gerade acht Monate nach dem Einmarsch von hundertdreißigtausend Russen in das Königreich Polen, trat die polnische Hauptarmee, noch vierundzwanzigtausend Mann stark, die neue Infanterie in leinenen Beinkleidern, ohne Mäntel und zum Theil ohne Schuh, stumm und ernst auf preußisches Gebiet.

So lange die Truppen ihre Waffen in der Hand hatten, trugen sie den Schmerz als Männer.

Da die Preußen selbst von dem Anschauen des letz-

ten Actes der Welttragödie tief ergriffen, die polnischen, stumm daher schreitenden Helden mit dem Klange ihrer Nationallieder begrüßten, fühlten diese nur die ernste Beruhigung, daß sie noch zuletzt die Ehre der Nation gerettet und den ewig unverjährbaren Rechten ihres Vaterlandes nichts vergeben hatten. Aber als die Infanterie, Cavallerie und Artillerie, ihre Gewehre hinstellen, ihre Schwerter abgürten, von den Pferden steigen mußten und das letzte Commandowort an ihr Ohr tönte — da überließen sie sich dem lautesten verzweiflungsvollsten Schmerze.

Weinend umarmen die Reiter ihre Rosse, die treuen Gefährten ihrer Märsche, Nachtwachen und Tagesgefahren. Viele werfen sich auf die Erde. Schluchzen, Stöhnen und Aechzen durchschneidet die Luft und zerreißt das Ohr des Hörers und erweicht das vertrocknetste Herz zum Erbarmen, daß das so riesenhaft und so glorreiche Begonnene also hatte enden müssen. Ganz Europa wendete mit Trauer auf diese Stelle den Blick. Während die Nachricht von dem Falle Warschau's wie ein lauter und erschütternder Donnerschlag durch den ganzen Welttheil rollte und die Wogen des Weltmeers sie brausend an die Küsten des andern Welttheils getragen und lautes Schmerzgeschrei der Freunde, lauter Jubel der Feinde der Freiheit wiederhallte — verstummte in tiefer Wehmuth hierherblickend Alles, und selbst der eigennützigste Gegner ehrte ernst und tief ergriffen den blutenden Schmerz der Trauernden.

Der letzte Tagesbefehl des polnischen Oberfeldherrn, des General Rybinski, aber lautete, wie folgt:

„Soldaten!

Der entscheidende Augenblick ist gekommen. Der Feind hat uns erniedrigende Bedingungen vorgelegt, die der Würde der Nation zuwider sind. Es bleibt

uns nichts übrig, als unsere Ehre durch Verwerfung derselben zu retten; — über die Gränze in die Staaten Seiner Majestät des Königs von Preußen zu geben und dort ein Asyl zu suchen. In unsrer gegenwärtigen Lage würde ein verlängerter Kampf nur großes Unheil für unser Vaterland nach sich ziehen."

„Wir werden die Waffen niederlegen, welche wir in der geheiligten Sache der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit unseres Vaterlandes ergriffen, indem wir gegen die Gewaltthätigkeiten und Mißbräuche, deren Opfer wir sind, protestiren, bis Europa, unter dessen Schutz wir uns stellen, sich entscheidend über unser und unsers Landes Schicksal ausspricht."

„Wenn dann unsere Bitten nicht gehört werden, wenn uns die Gerechtigkeit verweigert wird, wenn die Fürsten uns verwerfen, — dann wird ein Gott im Himmel uns rächen, und der Stein, welcher das Grab Polens schließt, wird die Unabhängigkeit der Nationen begraben, die bei unsern Mißgeschicken gleichgültig bleiben."

„Unser Blut, vergossen in zahlreichen Schlachten, die Ausdauer und die Vaterlandsliebe, die wir gegeben, werden ein Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung für Mit- und Nachwelt sein."

„Soldaten! laßt uns gehen! Wir wollen Alles opfern, nur unsere Ehre nicht, die keine Macht uns je berauben kann; und wir wollen den Tod mit Ruhe und dem reinen Gewissen erwarten, welcher die Ueberzeugung gewährt, daß wir uns um unser Vaterland verdient gemacht haben."

Seit uralten Zeiten geht eine Sage durch das Land Polen, daß es einst ein Rybinski sein werde, welcher vor der endlichen glorreichen Auferstehung des Vaterlandes berufen ist, die Trümmer der polnischen Armee auf fremden Boden zu führen.

Elftes Kapitel.

Es war an einem stillen Sommerabende des nächsten Jahres, als auf einem Felsenvorsprunge, der in die Ostsee hinausragte, zwei junge Männer saßen, in Anschauung der grünen Wasserwüste versunken. Die Sonne stand noch eine Handbreit über dem Wasser und warf rothe Streifen über die stille Fläche. Nirgends, so weit der Blick reichte, war ein Eiland zu erblicken, und nur ganz am äußersten Horizonte zog einsam ein weißes Segel dahin.

Nach langer Pause sprach der Eine, träumerisch vor sich hinblickend, die schönen Worte eines deutschen Dichters:

Am blassen Meeresstrande
Sitz' ich gedanken-bekümmert und einsam.
Die Sonne neigt sich tiefer und wirft
Glührothe Strahlen auf das Wasser.
Und die weißen, weiten Wellen,
Von der Fluth gedrängt,
Schäumen und rauschen näher und näher —
Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen,
Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen,
Dazwischen ein Wiegenlied „heimliches Singen —
Mir ist, als hör' ich verscholl'ne Sagen,
Uralte, liebliche Märchen,
Die ich einst als Knabe
Von Nachbars Kindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend
Auf den Treppensteinen der Hausthür,

Zu stillem Erzählen niederkauerten,
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugier-klugen Augen; —
Während die großen Mädchen
Neben duftenden Blumentöpfen
Gegenüber am Fenster saßen,
Rosengesichter
Lächelnd und mondbeglänzt.

Und der Andere, gleichfalls in düstern Gedanken vor sich hinschauend, frug mit den Worten desselben Dichters:

Wer löst mir das Räthsel,
Das qualvoll uralte Räthsel,
Worüber sie gebrütet seit ewigen Zeiten,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Baret,
Perückenhäupter und tausend Andre,
Arme schwitzende Menschenhäupter.
Sagt, woher ist kommen der Mensch,
Wohin geht er und wer wohnt droben
Auf goldenen Sternen?

Der Erstere antwortete:

Es rauschen die Wellen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blicken die Sterne gleichgültig und kalt —
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Wieder trat ein langes Stillschweigen ein. Endlich frug Severin:

„Und war es denn keine Möglichkeit, ihn zurückzuhalten?"

„Keine," erwiderte Ottokar dumpf; „nachdem sich die deutschen Regierungen bei dem immermehr überhandnehmenden revolutionären Geiste zu scharfen Coercivmaßregeln genöthigt sahen, war ihm die Luft verpestet. Er schwur, daß mit Polens Untergange die europäische Freiheit auf Jahrhunderte zu Grabe getragen sei. Er verwünschte die Völker Europas, daß sie ruhig zugesehen und dem Brudervolke an der Weichsel

keinen Beistand geleistet, und dreifaches Wehe schleuderte er auf das Land, das, nach seiner Meinung, nur von dreißig Millionen Sclaven bewohnt werde. Nachdem ich ihn mit genauer Noth den Nachstellungen der deutschen Polizeibehörden entrissen, erreichten wir glücklich Hamburg. Ich selbst miethete einen Platz bei einem sicheren Schiffsherrn. Der ehrliche Andreas, dem er wiederholt die Errettung seines Lebens verdankt, begleitet meinen Bruder, und falls das Wetter günstig, muß er sich jetzt schon auf dem Wege nach seiner neuen Heimath befinden."

„Arme Veronika," sprach Severin nicht ohne innige Wehmuth.

Nach einer Pause fuhr er sinnend fort:

„Wie sonderbar ist das Geschick; während Guido, das Herz voll Zorn gegen sein Vaterland, einen Fluch auf der Lippe, die Küsten desselben verschwinden sieht, schlägt in eben diesem Lande ein Herz für ihn so reich, so unendlich reich an Liebe, an einer Liebe, wie sie ihm in der neuen Welt, und wäre diese noch so groß, nimmer werden kann."

Ottokar wandte schweigend das Haupt abwärts, und auf das immer dunkler werdende Meer hinausblickend sprach er nach einiger Zeit:

„Hoffen wir, daß er glücklich landet in der neuen Heimath; bald folge ich ihm."

„Wie," frug Severin erschrocken, „Du wolltest uns wieder verlassen?"

„Nur um Dich, gute, treue Seele, und um Veronika und Rafaele noch einmal zu sehen," antwortete Ottokar, „bin ich nach Lindenthal gekommen; sonst würde ich mit Guido gleichfalls der alten Welt Lebewohl gesagt haben."

„Mein guter Ottokar," sprach bittend Severin,

„Dein Bruder ist jetzt in Sicherheit; Du hast, oft mit Aufopferung Deines Lebens, so viel für ihn gethan, hast ihm in zahllosen Gefahren schützend zur Seite gestanden, daß das Gelübde, welches Du Veronika einst gethan, vollkommen gelöst ist. Denke nun auch einmal an Dich, bleibe bei uns, bedenke, welches schöne Leben wir führen können."

Ottokar schüttelte mit dem Kopfe.

„Laß mir immer, Freund," sprach er, „den kleinen Schwärmersinn. Noch immer halte ich mich an mein Versprechen gebunden, sehe meine Mission noch nicht für beendet an, so lange ich meinen Bruder noch nicht im Hafen des Friedens weiß. Noch drohen ihm mannigfache Gefahren, darum muß ich ihm schützend zur Seite stehen, muß sein Engel sein. Ich fühle mich so selig in diesem Berufe, und ist es nicht ein Amt, daß sie mir übertragen, die ich auf Erden am meisten liebe?"

„Du hast Recht, Ottokar," erwiderte der treue Freund mit tiefer, ernster Rührung, „es giebt im Leben etwas Himmlisches, das uns zu bessern, edleren Menschen macht, und das ist — die Liebe. Auch mich wirst Du kaum wieder erkennen, seit sich Gott meiner annahm und mich einen Blick in jenes morgenrothe Land thun ließ, seit ich den Engel Rafaele liebe und die selige Ahnung mich begeistert, auch von ihr geliebt zu sein. Wo ist mein Leichtsinn, meine damalige Charakterlosigkeit, mein barockes Leben und Treiben geblieben? Nicht der Ernst des Lebens, nicht die Völkerrevolutionen haben mich umgewandelt, weiser und besser gemacht, sondern allein die Liebe eines engelhaften Wesens, in welcher ich den Himmel erblicke."

„Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf," sprach Ottokar, „daß auch mein guter Bruder diesen Himmel

einmal finden wird. Wohnt in seinem Herzen nicht auch die glühendste Liebe, eine Liebe, welche die ganze Menschheit an ihr klopfendes Herz drückt, und die sich gleichwohl höchst unglücklich fühlt. Darum will ich auch ferner ihm zur Seite stehen, bis ihm der Stern des Friedens und der Freude aufgeht."

Der Abend ward dunkler, in der Ferne wurden die Lichter eines kleinen Leuchtthurms angesteckt; kalt strich der Wind über das Meer und das Murmeln der Wellen, die sich am Ufer brachen, wurde vernehmbarer.

„Ich glaube, wir bekommen Sturm," sprach Ottokar; „schon vorhin flatterten ein Paar Sturmvögel über die Küste."

„So ist Zeit, daß wir aufbrechen," erwiderte Severin, „bei Unwetter ist kein guter Aufenthalt am Strande; zu dem werden unsere Lieben uns erwarten in Lindenthal."

Die beiden Freunde traten den Heimweg an. Ein unheimliches Brausen wehte vom Meere daher.

„Da muß ich Dir noch ein bemerkenswerthes Beispiel erzählen," sprach Ottokar, während er neben Severin dahin schritt, „wie wunderbar die Wege des Schicksals sind. Als ich vor wenig Tagen zu Hamburg auf dem Schiffsbüreau für Guido und Andreas das Ueberfahrtsgeld bezahlte, stand neben mir eine ziemlich elegant gekleidete Dame, welche ebenfalls um einen Platz nach New-York handelte. Sie wandte sich einmal mit dem Gesicht nach mir; aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich in ihr Frau Adele von Montfort wieder erkannte. Als sie mich erschaute, ließ sie schnell den Schleier herabfallen, und ich fühlte ebenfalls keinen Beruf, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Später erkundigte ich mich und erfuhr, daß sie, in Folge

mehrerer politischer und Liebesintriguen den Haß einer deutschen Regierung auf sich gezogen, und da sie sich dabei zugleich mehrere schwere Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen, sogar mit Steckbriefen verfolgt wurde."

„Dergleichen Subjecte mögen immerhin nach Amerika überfahren," meinte Severin; „an ihnen verliert die alte Welt nichts."

Man war indeß dem Gute Lindenthal immer näher gekommen. Schon leuchteten seine Lichter aus der Ferne. Plötzlich blieb Severin stehen und schien in der Dunkelheit etwas Befremdendes zu erblicken.

Wirklich strich in demselben Augenblicke auch eine graue Gestalt in einiger Entfernung über den Weg, war aber sogleich in der Nacht verschwunden.

„Was fällt Dir auf?" frug Ottokar.

„Das war gewiß wieder jenes räthselhafte Wesen," sprach Severin, „das seit ungefähr einem Jahre, wie ein böser Geist, Lindenthal umschleicht, ohne daß man desselben habhaft werden kann."

Auf Ottokar's näheres Befragen erzählte Severin von dem Raubanfalle, welchen vor einem Jahre der längst todtgeglaubte Doctor Stephani gegen Veronika unternommen, und daß der unheimliche Mensch sich seit jener Zeit zu verschiedenen Malen in der Nähe des Gutes habe blicken lassen.

„Die Angst vor dem Bösewicht," fuhr der Erzähler fort, „hat sich der beiden Schwestern dermaßen bemächtigt, daß sie sich ohne männliche Begleitung keine zweihundert Schritte ins Freie wagen, und mir selbst hat dieses verdächtige Wesen und Treiben die ganze Gegend verleidet."

Ottokar schüttelte ungläubig den Kopf, und man erreichte wohlbehalten Lindenthal. Kaum aber war man

in den befreundeten Familienkreis, wo Alle um das helle Kaminfeuer saßen, getreten, als der Regen begann hernieder zu rauschen, der Sturm sich erhob und ein furchtbares Nachtgewitter über das Meer heraufzog.

Rafaele kam auf Severin zu und ihm ihr weißes Händchen, das er begeistert an seine Lippen preßte, hinreichend, machte sie ihm bittere Vorwürfe, die ganze Familie durch sein und Ottokar's langes Außenbleiben so in Angst gesetzt zu haben.

Veronika stand am Fenster und schaute in die wilde Nacht hinaus. Dann zurücktretend und die Hände faltend, sprach sie: „Großer Gott, die armen Menschen, die jetzt auf dem Meere sind." Glorienhaft fielen die schwarzen Lockenringe zu beiden Seiten des Himmelsantlitzes hernieder. Das Mädchen glich einem überirdischen, wunderthätigen Madonnenbilde der Vorzeit. Sie betete für Guido, der, wie sie erfahren, sich jetzt ebenfalls auf dem Meere befinde.

In der freundlichen blauen Nebenstube stand die Abendmahlzeit bereit. Lieblich dampften die ersten Kartoffeln, eine Seltenheit in der frühen Jahreszeit, in der großen Schüssel. Aber Niemand dachte an's Essen; denn immer grausenerregender ward das Toben der Natur.

Bis nach Lindenthal vernahm man den Donner des empörten Meeres, dessen häuserhohe Wellen sich brandend an den Felsenufern brachen. Der Sturm heulte in schauerlichen Tönen und flammende Blitze durchkreuzten nach allen Himmelsgegenden die wildschwarze Nacht.

Zitternd und zagend stand die ganze Familie an den Fenstern der einen Eckstube, welche nach dem Meere hinausging. Augenblicke lang lag die ganze Gegend in silberweißer Verklärung, dann wieder die schwärzeste

Finsterniß. Die italienischen Pappeln, welche unfern im Garten standen, wurden von dem Orkan bis zur Erde gebogen. Zuweilen leuchtete ein Blitz weit über das Meer hinaus, daß man die grauen Wasserberge deutlich wahrnehmen konnte.

Plötzlich sprang Ottokar einen Schritt vom Fenster zurück.

„Ewiger Gott," schrie er, „ein Schiff, ein Schiff, dem Untergange nahe!"

Sein scharfes Auge hatte bei dem Flammen des Blitzes das zerrissene, flatternde Segel deutlich erkannt.

Ein dumpfer Kanonenschuß, der vom Meere hertönte, bestätigte die Wahrheit dieser Worte. Allen rieselte es eisig durch Mark und Bein. Veronika und Rafaele waren auf die Kniee gesunken und ihre Lippen bewegten sich convulsivisch im Gebet.

„Gott sei den Unglücklichen gnädig!" rief Herr von Blumenbach; „sie sind verloren. Bei diesem Wetter getrauen sich unsere kühnsten Fischer nicht aus ihren Hütten."

„Bester Onkel," sprach Ottokar im flehenden Tone, „wäre denn keine Möglichkeit, daß wir mit einigen Leuten und Fackeln nach dem Strande eilten; vielleicht, daß sich die Schiffsmannschaft in Böte geflüchtet hat, zu deren Rettung wir dann wesentlich beitragen könnten."

„Gern, mein Ottokar," erwiderte Blumenbach, „aber ich fürchte, daß wir mit den Fackeln bei diesem fürchterlichen Sturme nicht vordringen. Auch ist bei der angeschwollenen Fluth die höchste Vorsicht vonnöthen."

„Wohlan, wir wagen es," rief Ottokar, „es gilt ja Menschenleben."

Auch Severin erklärte sich bereit zum nächtlichen Gange. Aber kaum hatte Rafaele vernommen, wovon die Rede war, als sie sich entschlossen vor die Thüre stellte und Niemand passiren lassen wollte.

Ottokar schob das geängstete Mädchen sanft zur Seite und erreichte den Vorsaal, wo sich die sämmtliche Dienerschaft des Gutes versammelt hatte. Auch Severin wollte folgen. Rafaele klammerte sich aber mit solcher Macht an seinen Arm, daß er sich nicht wieder los machen konnte. Auch Frau von Blumenbach drang mit thränenden Augen so inständig in ihren Gemahl, daß dieser sich endlich bewegen ließ, zu bleiben.

Unterdeß hatte Ottokar die männliche Dienerschaft angefeuert, ihm zu folgen. Es wurden Fackeln und Laternen herbei geschafft und man stürzte in die schwarze Nacht hinaus. Aber kaum war man einige Schritte gegangen, als Sturm und Regen alle Fackeln verlöscht und die Laternen zerbrochen hatte. Man eilte zurück, sie von neuem anzuzünden; aber alle Bemühungen, mit den Leuchten den Strand zu erreichen, waren vergebens. Nach wiederholt mißlungenen Versuchen mußte man von dem Unternehmen abstehen. Völlig durchnäßt, mit vom Sturm zerzausten Locken, kehrte Ottokar nach Lindenthal zurück.

Bis nach Mitternacht tobte das Gewitter in ununterbrochner Heftigkeit. Von dem Schiffe ward Nichts mehr gesehen; auch kein Kanonenschuß wieder vernommen. In ganz Lindenthal that diese Schreckensnacht kein Mensch ein Auge zu. Das Branden des Meeres vernahm man bis zum Morgen.

Kaum aber brach der erste Streif des jungen Tages durch die zerrissenen Wolken, als Jedermann hinaus eilte nach dem Strande.

Der ganze Strand war weit in's Land herein mit weißem Schaume bedeckt, und Schiffstrümmer lagen hier und da zerstreut. Noch immer konnte sich das durch den nächtlichen Orkan bis auf seinen Grund aufgerissene Meer nicht beruhigen und trieb hohe Wellen.

Mit schmerzerfüllter Brust eilte Ottokar die ganze Küste entlang. Da traf er einen Haufen Leute, welche einen vom Meere ausgeworfenen Leichnam umstanden. Der Bekleidung nach war es ein Matrose. In einiger Entfernung davon lag ein weiblicher Leichnam. Als Ottokar auch diesen besichtigte, bemächtigte sich seiner die höchste Verzweiflung. Die Leiche war Niemand anders, als Adele von Montfort. Wie entstellt auch das sonst so reizende Gesicht war, hatte es Ottokar doch sogleich wieder erkannt.

Der Unglückliche, dem jetzt nur zu gewiß war, daß auch sein Bruder in den Wellen umgekommen war, irrte halb bewußtlos in den mehre Zoll hoch aufgeschichteten Seemuscheln.

Die Blicke der um den erstern Leichnam Versammelten folgten verwundert dem jungen Mann, dessen Händeringen man sich nicht zu erklären vermochte. Plötzlich sah man ihn wie todt niederstürzen. Man eilte hinzu, da lag Ottokar auf dem Leichnam eines jungen schönen Mannes, der auf einem ziemlich langen Brete ruhte, welches die erstarrten Hände noch krampfhaft umklammert hielten.

Mit einem Male sprang Ottokar wie wahnsinnig in die Höhe, und unter dem fortwährendem Geschrei: „Zu Hülfe, zu Hülfe! Er lebt, das Herz schlägt!" lief bald Jedermann herbei, der am Strande zu erblicken war.

Der Hausarzt, der sich darunter befand, sprang herbei und stellte sogleich Belebungsversuche an, während Ottokar in wahnsinniger Freude Jedermann an sein Herz drückte.

„Es ist mein Bruder, mein guter Bruder," schrie er einmal über das andere den Leuten in's Ohr, während der Arzt Sorge trug, daß Guido sogleich aus

der feuchten Meerluft hinweg nach Lindenthal gebracht wurde. Ottokar half selbst den geliebten Bruder, dessen Herz immer lebhafter zu klopfen begann, auf das Gut schaffen.

Die am Strande Zurückgebliebenen entdeckten bei weiterm Nachsuchen noch mehre Leichname, bei welchen jedoch alle angewandten Mittel, sie in's Leben zurück zu rufen, vergebens blieben. Man erkannte jetzt, daß es die abgerissene Schiffsplanke gewesen war, welche Guido am Leben erhalten hatte.

Nicht weit von Ottokar's Bruder lag der Leichnam eines ziemlich bejahrten Kriegers, dessen Stand, wenn auch nicht aus seiner Kleidung, doch aus dem mächtigen Schnurr- und Knebelbart erkannt wurde.

Die Erstarrung und Bewußtlosigkeit Guido's war endlich in einen sanften Schlummer übergegangen, und als er nach einigen Stunden wieder die Augen aufschlug, fiel sein Blick in das Madonnenantlitz Veronika's, welche über ihn gebeugt mit seliger Freude die Schläge seines Herzens zählte.

Der Jüngling glaubte wirklich in den ersten Augenblicken, er sei gestorben und erwache in einer schönern Welt.

„Wer bist Du, himmlisch Engelbild?" frug er leise.

Das Antlitz des schönen Mädchens leuchtete in stiller Verklärung.

„Du bist ja nicht gestorben, Guido," lispelte sie, und neigte in sprachloser Rührung ihr blumenhaftes Haupt auf die Brust des zu einem schönern Dasein erwachten Jünglings.

Zwölftes Kapitel.

Es war gelungen. Guido hatte in der Liebe Veronika's den Frieden gefunden. Als er sein Vaterland verfluchend das Schiff bestiegen, da empörte sich selbst das Weltmeer über den Verblendeten. Es mochte nicht die Brücke werden, auf welcher haßerfüllt er nach einer neuen Welt hinüber zu gehen im Begriffe stand; sondern warf ihn zürnend auf den Strand des alten Vaterlandes. Und der Himmel siegte; segnend ruhte seine Hand über dem Schiffbrüchigen. Das Land, das er verflucht, kam ihm mit Liebe, mit reicher, unendlicher Liebe entgegen, und sie trug den Sieg davon.

Das Bild Veronika's ruhte wie ein stiller Segen in dem Herzen des glücklichen Jünglings, und wie oft er jenseits des Rheins und der Oder leidenschaftlich geliebt zu haben glaubte, so mußte er sich still bekennen, den wahren Himmel der Liebe in diesem deutschen Mädchen gefunden zu haben; in einem Herzen, das, trotz aller Vernachlässigung, Jahrelang mit inniger Treue an ihm gehangen hatte.

Mit jenem seligen Gefühle, wie es nur das edelste Bewußtsein in der Brust zu erwecken vermag, schaute Ottokar das Glück der Liebenden. Es war ja sein Werk. Zugleich erkannte der Edle mit wahrer Freude, wie des Bruders politische Exaltation allmählig jener ruhigern und klaren Einsicht wich, welche die Beförderung des Menschenwohls nicht bloß auf dem sturmvollen Wege der Revolution findet.

Ottokar nahm oft Gelegenheit, sich über diesen Gegenstand auszusprechen:

„Sei überzeugt, mein Bruder," sprach er, „daß mir das Wohl der Völker, die Veredelung des menschlichen Geschlechts nicht weniger am Herzen liegt, wie Dir; auch ich trage ein hohes Ideal von Völkerfreiheit und Völkerfrühling in der Brust; nur bin ich überzeugt, daß jenes Ideal, dem wir trotz aller Reaction täglich näher rücken — da die Menschheit in geistiger und sittlicher Hinsicht fortwährend im Fortschreiten begriffen, — nicht im Sturme zu erobern ist."

„Aber sollen wir nicht von Schmerz erfüllt werden," entgegnete Guido, „wenn wir den gegenwärtigen Zustand Polens erblicken. Ist dieß der Lohn für den Heldenkampf?"

„Kein Schmerz ist gerechter," fiel Ottokar mit Wärme ein; „aber es ist der Schmerz des Landmannes, wenn Spätfrost seine Saaten vernichtet, Hagelschlag die hoffnungsvollen Halme zerschlägt. Die Erde, welche die Keime geboren, ist darum nicht versunken, und die Sonne, die sie hervorgerufen, nicht erloschen. Ein neuer Frühling bringt neue Saaten wieder und dem Ostermorgen pflegt stets ein Charfreitag vorher zu gehen."

„Glaube mir, mein Bruder," fuhr er nach einer Pause fort, „wie wir in der ganzen Schöpfung, wir mögen bis zur niedersten Bildungsstufe hinabsteigen, überall eine allweise Vorsehung erblicken; so offenbart sich diese ganz vorzüglich in der Blume der Schöpfung, in der Menschheit. Da giebt es keinen blinden Zufall; denn der Odem Gottes weht über dem Zeitenstrome. Jede Veränderung ist eine Verbesserung, ein Fortschritt zum großen Erdenziele; und selbst jene Erscheinungen im Völkerleben, die uns so schmerzlich berühren, sind nur Dissonanzen, im Conzerte der Weltgeschichte unentbehrlich; die Folgezeit lehrt allemal, daß sie spätern

Harmonien angehörten. Wir wollen uns daher die Gegenwart nicht durch Ideale verbittern und durch den immerwährenden Gedanken, wie schön es auf Erden sein könnte, wenn das und das so wäre, sondern bei dem Satze stehen bleiben, daß es noch besser werden kann; und hier beizutragen, sei unser eifrigstes Bemühen."

Während dieses Gesprächs waren die beiden Brüder bei dem Grabhügel angelangt, unter welchem der treue Andreas ruhte, und der von Veronika's und Rafaelens Hand reich mit Blumen geschmückt war. Sie standen lange im ernsten Nachsinnen versunken an dem duftenden Hügel. Endlich brach Guido das Schweigen und sprach mit tiefer Bewegung:

„Wo hab' ich auf Erden die viele Liebe verdient, mit welcher mir die Menschen entgegen gekommen sind? Du, mein Bruder, standest als schützender Engel mir zur Seite, und gleichwohl wäre ich dem Tode anheim gefallen, hätte einen Himmel auf Erden nie kennen gelernt, wäre dieser Getreue nicht gewesen, der hier unter den Blumen schläft. Nachdem ich ihm bereits in Polen wiederholt das Leben verdankte, warf er mir, der ich in jener Sturmnacht dem Untersinken nahe war, das einzige Stück Planke zu, womit er sich hätte retten können. So erreichte ich lebend das Ufer, während er den Tod in den Wellen fand."

„Und hast Du solche Liebe nicht auch verdient," entgegnete Ottokar; „schlägt Dein Herz nicht glühend für das Wohl der ganzen Welt?"

Severin kam jetzt mit den beiden Schwestern, Veronika und Rafaele den Pfad daher und die Gesellschaft wanderte nach einem unfern gelegenen Belvedere, von wo aus man das Meer weit übersehen konnte.

Nichts fehlte dem Glücke der jungen Leute. Die

idyllische Einsamkeit wirkte namentlich auf die Jünglinge, welche sich aus den Stürmen der Revolution und eines mörderischen Kriegs in diesen Hafen des Friedens gerettet hatten, außerordentlich wohlthuend.

Nur zwei Dinge waren es, die noch einigen Schatten auf das stille Glück der kleinen Colonie warfen; daß sich nämlich von Zeit zu Zeit die unheimliche Gestalt des Doctor Stephani, die wie ein schwarzer Genius das stille Friedensreich umschlich, blicken ließ, ohne daß man derselben je habhaft werden konnte. Dieser Mensch schien mit einem bösen Geiste in Verbindung zu stehen, so räthselhaft war sein Erscheinen und Verschwinden. Namentlich waren es die Damen, die von großer Furcht befallen wurden, wenn sie des unheimlichen Wesens, das, wie sie wußten, Böses gegen sie im Schilde führte, gedachten.

Der andere Grund, welcher nicht ungegründete Besorgnisse einflößte, betraf die Person Guido's. Er gehörte nämlich zu jener Anzahl politisch Compromittirter, die auf der Proscriptionsliste der verschiedenen deutschen Regierungen standen und war, so lange er sich auf deutschem Grund und Boden befand, stets der Gefahr ausgesetzt, den Polizei- und Criminalbehörden in die Hände zu fallen, wo dann leicht harte Strafe seiner warten konnte.

Da war es denn abermals Ottokar, welcher beschloß, diesen letzten Stachel aus der Brust seiner Lieben zu ziehen, und er nahm eines Tages Abschied von Lindenthal und bereiste mehrere deutsche Fürstenhöfe und ließ nicht ab, bis er das Amnestiedecret für seinen Bruder in den Händen hielt. Hierauf verfügte er sich nach Hohenstein, welche Herrschaft ihm nach dem Tode seines Vaters, der bereits vor einem Jahre gestorben, da Guido enterbt worden, als alleinigen Eigenthümer

zugefallen war; verkaufte diesen Stammsitz, der so viel unheimliche und dunkle Erinnerungen für ihn enthielt, und erwarb sich für die gelöste Summe eine herrliche Besitzung im reizenden Rheingau, unmittelbar neben dem Gute des wackern Herrn von Benno, welchen er auf seiner Reise nach Paris hatte kennen und lieben gelernt. Ein Stückchen stromaufwärts wohnte gleichfalls ein alter Bekannter, der Hauptmann Arthur vom Stern, welchem sein Onkel ein höchst freundliches und einträgliches Gütchen erkauft hatte.

Nachdem Ottokar seinen Ankauf in Richtigkeit gebracht, reiste er, das Amnestiedecret und die Kaufurkunde in der Tasche, nach Lindenthal.

Es war ein wunderschöner Herbstnachmittag, als er in der Nähe des idyllischen Landgutes anlangte. Ein halbes Stündchen trennte ihn noch von den Gutsgebäuden. Da er wußte, daß seine Lieben an schönen Tagen die Stunden nach Tische in dem anmuthigen Garten zu verbringen pflegten, so ließ er seinen Wagen zurück und ging zu Fuße, um jene, die seine Ankunft nicht ahneten, unverhofft zu überraschen.

Mit dem seligsten Bewußtsein wandelte er die wohlbekannten Pfade dahin. Er kam dem Gute immer näher; nur ein kleines Birkenwäldchen, das unmittelbar an den Garten grenzte, hatte er zu passiren. Schon vernahm er bekannte Stimmen aus dem Bosket, dem Lieblingsaufenthalt der Familie; alle seine Lieben schienen versammelt; er hörte wiederholt Severin's Bonmot: „das sagte schon Paulus oder könnte es doch gesagt haben.“ Immer leiser schlich Ottokar vorwärts, als er plötzlich wie angebannt stehen blieb und das Blut in seinen Adern erstarrte.

Kaum zehn Schritte vor ihm, stand, mit dem Rücken gegen Ottokar gewendet, eine Doppelbüchse an

den Backen gelehnt, der Doctor Stephani. Durch eine kleine Oeffnung in den Zweigen konnte er den angrenzenden Garten genau übersehen und das Bosket, wo die Familie versammelt war, lag ihm gerade gegenüber.

„Hab ich Dich endlich, mein Täubchen," sprach der Unheimliche ingrimmig für sich murmelnd; „bin lange genug vergebens gegangen, eh' Du mir schußrecht standest. Wohlan, da ich Dich nicht lebendig bekommen kann, soll Dich auch Niemand anders bekommen; am allerwenigsten der adelige Schlucker. Dafür wird die Pille Sorge tragen, die ich Dir jetzt in Dein eigensinniges Herzchen schicke."

Mit diesen Worten zielte er scharf auf Veronika, die in einer Entfernung von etwa vierzig Schritten in der Laube saß, und der Hahn seines Gewehrs knackte; aber in demselben Augenblicke sprang Ottokar in zwei gewaltigen Sätzen herbei und schlug dem Mörder das Todesrohr aus der Hand.

Als Stephani seinen Gegner erkannte und sah, daß sein Opfer abermals ihm entkommen sei, bemächtigte sich seiner die rasendste Wuth; weißer Schaum trat aus seinem Munde und mit gezücktem Dolche stürzte er auf Ottokar. Ein minutenlanger, wüthender Kampf entstand. Der Mörder stieß seinem Gegner den Dolch in die Brust; ward aber zugleich mit so furchtbarer Kraft von Ottokar zu Boden geworfen, daß er sich an den Wurzeln der alten Eiche den Hirnschädel zerschmetterte und auf der Stelle todt blieb.

Der zum Tode verwundete Ottokar, die Hand auf seine Wunde haltend, erreichte schwankenden Schrittes den Garten, wo sein Erscheinen im ersten Augenblicke maßlose Freude, gleich darauf aber Entsetzen und Verzweiflung hervorbrachte. Der Verwundete, der auf eine

Rasenbank niedergesunken war, erzählte mit wenig Worten den in sprachloser Erstarrung um ihn versammelten Lieben den Hergang der Sache.

Der Hausarzt eilte herbei und untersuchte die Wunde.

„Nicht wahr, es ist keine Rettung?" frug Ottokar mit leiser Stimme.

Der Arzt vermochte vor Schmerz nicht zu antworten. Er hatte erkannt, daß der zum Tode Getroffene keine Stunde mehr leben konnte.

Severin, in dessen Armen Ottokar ruhte, war vor Schreck und Wehmuth mehr todt als lebendig. In Thränen gebadet knieten Guido und Veronika zu seinen Füßen.

„Was weint Ihr, meine Lieben?" begann Ottokar, und ein Blick voll unendlicher Liebe fiel auf die vor ihm Knieenden; „ich kann ja freudigen Herzens hinübergehen nach jenem Lande, das ich niemals gefürchtet; weiß ich doch jetzt Euch gesichert und glücklich."

Er zog nicht ohne Mühe ein Papier aus der Brusttasche, das er Guido hinhielt.

„Hier, meine Bruder," fuhr er fort, „nimm Deine Begnadigung. Du kannst hinfort frei und unbesorgt umherwandeln, so weit die schöne Sonne des deutschen Vaterlandes scheint; Niemand wird Dir Uebles in den Weg legen."

Nach einer Pause, indem er schon mit sehr matter Hand ein zweites Papier hinhielt, sprach er:

„Hier ist das Vermächtniß unsers Vaters; ein reizendes Gut in jenem schönen Thale, wo die Rebe glüht und des Rheines grüne Woge rollt: da stören keine blutigen Erinnerungen die glücklichen Bewohner, und ich habe es für Euch ausgesucht."

„O! mein Bruder," rief Guido mit erstickter

Stimme, sein Antlitz auf des Geliebten Knie beugend und die Hände des Sterbenden mit Thränen und Küssen bedeckend, „nein, nein, Du kannst, Du darfst uns nicht verlassen.“

Schon sanken dunkle Schatten des Todes über das bleiche Antlitz; da fiel der letzte Blick Ottokar's auf Veronika. Noch einmal leuchteten die halbgebrochenen Augen auf in überirdischem Glanze; um den Mund spielte ein seliges Lächeln; er reichte die Hand der Geliebten seines Herzens und sprach mit der gewohnten sanften Stimme:

„Meine Mission ist zu Ende — ich war sein Engel, wie Du mir geheißen — von nun an sei Du es, Veronika.“

Es waren die letzten Worte. Das Haupt sank auf die Brust. Der Edelste war nicht mehr. Wie sein Leben, so sein Ende — das Ende des Gerechten, entschlummert in den Armen derer, die er liebte, für die er lebte, litt und starb.

Weinend klang das Vaterunser der Zurückgebliebenen zum Herbsthimmel empor; von dem Herrenhause herüber tönte die dritte Stunde und in der Ferne glänzte still der Spiegel des Meeres.

Der getreue Severin überlebte seinen Ottokar nicht lange. Er starb, ein Opfer des damals herrschenden Nervenfiebers, wenige Monate später.

Lange Zeit bedurfte es, ehe die Wunden einigermaßen verharrschten, welche durch so herbe Verluste den Ueberlebenden waren geschlagen worden. Aber welche Wunde gäbe es hiernieden, die von der allmächtigen Trösterin, der Zeit, wenn auch nicht vollkommen geheilt, deren Schmerz doch sehr gelindert würde?

So keimten auch in Guido's, Veronika's und Rafaelens Brust nach geraumer Zeit wieder Glück und Freude. Das war namentlich der Fall, als Veronika ihrem Gatten einen Knaben schenkte, dem nach Jahresfrist ein Schwesterlein folgte, das treue Ebenbild der Mutter. Die reizende Lage des von Ottokar erkauften Gutes Weinheim, so wie die befreundete Nachbarschaft, in welcher der alte brave Herr von Benno und der stattliche Arthur vom Stern obenan standen, trugen gleichfalls viel zur Geselligkeit und Heiterkeit auf der schönen Besitzung bei.

Von seiner politischen Exaltation war Guido vollkommen geheilt. Die geläuterten und gemäßigten Ansichten der beiden genannten Freunde, mit denen er fast täglichen Umgang pflog, übten einen sehr wohlthätigen Eindruck auf den einstigen Revolutionär. Dieser begriff jetzt immer mehr die Wahrheit, welche in den Worten Ottokar's lag, die dieser so oft zu ihm gesprochen hatte:

„Wir wollen uns die Gegenwart nicht durch Ideale und den Gedanken verbittern, wie schön es auf Erden sein könne, wenn dies und jenes so wäre; sondern bei dem Satze stehen bleiben, daß es noch besser werden kann, und hierzu beizutragen, sei das eifrigste Bemühen jedes Edeln."

Ueberhaupt ward das Andenken Ottokar's in der Familie Hohenstein wie das eines Heiligen verehrt, und wo die dunkeln Ulmen in dem Schloßgarten zu Weinheim am tiefsten schatten, deckt ein Würfel von weißem Marmor die Asche des selig Vollendeten. Darauf stehen die schönen Worte, welche Börne an Jean Paul's Grabe sprach:

„Fragt Ihr, wo er gelebt, wo er hingekommen, wo seine Asche ruht? Auf Erden hat er gelebt, in den

Himmel ist er gegangen und unser Herz ist sein Grab."

Zu beiden Seiten des Würfels liest man aber die Namen „Andreas — Severin."

Der Erstgeborne des Grafen Guido führt den Namen Ottokar.

Ueber das Schicksal des schönen, blonden Lockenkopfes Rafaele kann noch berichtet werden, daß ungefähr zwei Jahre nach der Uebersiedelung nach Weinheim an die benachbarten Familien des Rheingau's sauber gestochene Karten geschickt worden, worauf die Worte standen:

„**Rafaele von Hohenstein**
Arthur vom Stern,
e. s. a. V."

Das ist der Lauf der Welt.

Ende des dritten Theiles.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Stolle, Ferdinand,

Ferdinand Stolle's ausgewählte Schriften Volks- und Familienausgabe

Bd.: [27] = Suppl. 3

Leipzig 1857